



**BERNER HEIMATSCHUTZ
REGIONALGRUPPE BERN**

Postfach | 3000 Bern 7
info@heimatschutz-bern.ch
www.heimatschutz-bern.ch

Heimat heute | 2008



Impressum

Herausgeber:
 Berner Heimatschutz
 Regionalgruppe Bern
 Postfach | 3000 Bern 7
 info@heimatschutz-bern.ch
 www.heimatschutz-bern.ch

Redaktion:
 Luzia Carlen van den Hoek
 Margrit Zwicky

Gestaltung | Satz:
 Michèle Petter Sakthivel

Lithos:
 Atelier Jaune

Druck:
 Geiger AG

Auflage:
 1800 Exemplare

Titelbild: Hansueli Trachsel

Inhalt

Marc Wehrlin | **Editorial** | 3

Robert Walker | **Ernst Walter Ebersold – ein weltoffener Berner Architekt** | 4–10

Bernhard Giger | **Aufbruch, Abbruch, Neuanfang: Der Bahnhof als Ort ständiger Veränderung** | 11–17

Armand Baeriswyl | **Die Sanierung des Bahnhofplatzes Bern und die archäologischen Untersuchungen** | 18–21

Schoggitaler 2008 | 21

Regula Crottet | **Mehr Raum für Berns Geschichte – Das historische Museum erhält einen Erweiterungsbau** | 22–25

Dieter Schnell | **Zur Erfindung eines Typus: der Länggasskindergarten** | 26–29

Rolf Hürlimann | **Berner Gaswerk-Spuren** | 30–35

Bauberatung:
Peter Raaflaub | **Umnutzung und ein neues Gesicht für die ehemalige Landi Kirchlindach** | 36–37

Tom Flückiger und Daniel Mani | **Scheitern als Chance – eine wegweisende neue Wohnüberbauung in Kriechenwil** | 38–39

Waltraud Aberle | **Ein Leitbild für den Schulpark der Gartenbauschule Oeschberg – Methodik und Inhalt des Parkpflegewerkes** | 40–43

Elisabeth Schneeberger | **Denkmalpflege des Kantons Bern | Berichte 1979–2004** | 44–45

Adressen | 46

Editorial

Liebe Heimatschutz-Mitglieder

«Aufbruch, Abbruch, Neuanfang: Der Bahnhof als Ort ständiger Veränderung» heisst einer der Schwerpunktbeiträge des Ihnen vorliegenden «Heimat heute». Der Bahnhof und seine Umgebung sind wohl die sensibelsten Orte der Veränderung in Berns Innenstadt. Als Knotenpunkt und Einfallstor muss der Raum unterschiedlichsten Bedürfnissen gerecht werden. Die Nutzungsansprüche ändern sich, andere Wertvorstellungen bringen neue Prioritäten – der Wandel ist, wie die Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigt, auch politisch immer umstritten und wird emotionsgeladen debattiert. Selbst das Filmschaffen zeigt den Bahnhof Bern als ewige Baustelle: In «Im Geheimdienst ihrer Majestät» schwingt der Baukran James Bonds Wunderwaffe zum Tresorknacken über das Bollwerk direkt in die Anwaltskanzlei zum wartenden Helden – und dokumentiert indirekt die wilde Phase des Bahnhofneubaus der 1960er-Jahre. Im preisgekrönten Schweizer Kurzfilm «Auf der Strecke» von Reto Caffi (2007) nähert sich Schauspieltalent Roland Wiesnecker als Kaufhausdetektiv auf dem Dach des Warenhauses Loeb seiner angebeteten Buchhändlerin – mit Blick auf die aktuelle Umgestaltung des Bahnhofplatzes.

Neue Bedürfnisse und Wertvorstellungen waren auch Patinnen des Typus Kindergartenbau. Der Schweizerische Kindergartenverein – eine, wie wir lesen, der ältesten Frauenorganisationen der Schweiz – hatte sich entschlossen, an der SAFFA nicht nur ihre pädagogischen Ideen vorzustellen, sondern ebenfalls ein eigenes Gebäude mit einer idealen Kindertagesstätte. Der Artikel über den Länggasskindergarten zeigt anschaulich Weg und Resultat dieses Prozesses.

Den Wandel qualitativ gestalten – das ist eines der Kernanliegen des Heimatschutzes. Zu den Stichworten Aufbruch, Abbruch, Neuanfang gehört manchmal gleichberechtigt das Erhalten oder der Einbezug des Bestehenden. «Heimat heute» ist einmal mehr ein eindrucksvolles Dokument für das qualitätsvolle Schaffen, Verändern und Erhalten in unserer Region und die wichtige Arbeit, die der Heimatschutz und seine Organe – oft im Verbund mit Denkmalpflege und anderen Organisationen – leisten. Unsere Anliegen sind unverändert aktuell und unser Einsatz ist notwendig. Wir sind mit Öffentlichkeitsarbeit, mit Bauberatung tätig und müssen immer wieder auch mit Einsprachen und Beschwerden im öffentlichen Interesse auf mögliche Fehlentwicklungen hinweisen. Das Verbandsbeschwerderecht ist ein unverzichtbares Instrument für die Wirksamkeit der Organisationen des Natur- und Heimatschutzes. Wenn mit der Volksinitiative, die am 30. November zur Abstimmung kommt, unter dem irreführenden Motto «mehr Wachstum» das Verbandsbeschwerderecht beschnitten werden soll, dann müssen wir uns entschieden dagegen wehren. Wir wollen uns auch künftig für die Werte im Schaffen, Verändern und Erhalten einsetzen können.

Marc Wehrlin
 Präsident

Ernst Walter Ebersold – ein weltoffener Berner Architekt



Wohnblock Hallerstrasse 49–55 in Bern, 1934/35 von Ernst Walter Ebersold im Auftrag der Bauunternehmung L. Herzogs Söhne erbaut. Charaktervolles Beispiel des Neuen Bauens in Bern. (Foto: R. Walker)

Wer Bern kennt, dem sind die Bauten mit den geschwungenen Fassaden über dem Henkerbrännli sicher schon aufgefallen. Es handelt sich um das grösste Ensemble der Architektur der 1930er-Jahre in Bern und die Wohnblöcke prägen die Nordostecke des Länggassplateaus. Die Bauten nordwestlich der Hallerstrasse wurden vom Architekturbüro Scherler & Berger zwischen 1932 und 1935 realisiert. Nur ein Bau steht ein wenig unterhalb der Hangkante, auf der Südostseite der Hallerstrasse. Er unterscheidet sich von den oberen Bauten dadurch, dass der ganze Baukörper gerundet ist und einige Fassadenteile in Klinker ausgeführt sind. Es handelt sich um einen Bau des Architekten Ernst Walter Ebersold, der hier ein markantes und eigenwilliges Zeichen des Neuen Bauens in Bern hinterliess. Was aber baute Ebersold sonst noch in der Stadt Bern? Leider wenig. Es gibt von ihm noch eine Villa im Schosshaldenquartier und in Wabern. Bei der Erstellung des Bauinventars von Muri hingegen stiess man auf vier interessante Villen von Ebersold – Grund genug für weitere Nachforschungen zu seiner Person und seinem Werk.

Ebersold bei der Arbeit (Quelle: Fotoalbum von A. Ebersold)



Burgdorf – Ostpreussen – Luzern

Ernst Walter Ebersold wurde am 23. Juni 1894 als erster Sohn eines Händlers, der für Stucker & Zäsigler Kolonialwaren arbeitete, in Bern geboren. Die kinderreiche Familie zog aber bald von der Schauplatzgasse 9 nach Düttisberg bei Burgdorf. Nach einer Bauzeichnerlehre durfte sich Ernst in Burgdorf am Technikum zum Architekten ausbilden lassen. Kaum hatte er das Diplom in den Händen, suchte er das Weite. Er ging 1917/18 nach Ostpreussen, um beim Wiederaufbau der kriegsversehrten Städte zu helfen und Erfahrungen im Bauwesen zu sammeln. Dort lernte er auch seine Frau Charlotte Thun kennen. Die beiden kehrten 1920 in die Schweiz zurück und liessen sich in Olten nieder. Hier kam ihre Tochter Annelies zur Welt. Aber schon drei Jahre später wechselte die junge Familie nach Luzern, wo sie sich im Wesemlin-Quartier (Ruflibergstr. 4) ein Haus baute. Darin richtete Ebersold sein Büro als selbstständiger Architekt ein. Das Haus steht heute leider nicht mehr. Es war ein kleiner, origineller Bau mit einem geschweiften Dach, das auf einer Seite zurückge-

schnitten war, um einer schmalen Terrasse Platz zu machen. Ebersold machte sich mit diesem Haus bekannt und so erhielt er kurz darauf den Auftrag für zwei Häuser in der Nachbarschaft. Im Gegensatz zum Eigenheim erscheint das Haus Stierli an der Mettenwylstrasse 9 aber recht traditionell. Einzig der runde Vorbau mit der Arkade im Erdgeschoss verrät die individuelle Handschrift Ebersolds. Das Nachbarhaus Mettenwylstrasse 11 greift das Motiv des geschweiften Dachs auf. Trotz gutem beruflichem Start blieb Luzern nur kurze Zwischenstation. Die Familie Ebersold verliess 1926 die Provinzstadt zugunsten der Metropole Berlin. Es scheint, dass Ebersold und seine Frau die Dynamik der Grossstadt vermissen.

Berlin

Mit seinen Erfahrungen beim Wiederaufbau in Ostpreussen und als selbstständiger Architekt in Luzern war es für Ebersold ein Leichtes, in Berlin Arbeit zu finden. Er wurde 1926 als entwerfender Architekt in einem grösseren Büro, das Miethäuser und Fabrikbauten für die AEG (Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft) erstellte, angestellt. In diesem Umfeld lernte Ebersold den Architekten Hans Wormann kennen. Dieser wurde 1929 Regierungsbaumeister. Mit ihm realisierte Ebersold nebst seiner festen Anstellung verschiedene Villen in Berlin-Dahlem. Denn Wormann stellte den Kontakt zu jüdischen Bauherren her. Der Einfluss Wormanns auf Ebersold (und umgekehrt) lässt sich heute schwerlich klären. Die Villa am Hirschsprung 50a in Dahlem, die Wormann 1931 gebaut haben soll, zeigt einige liegende, einseitig gerundete Fenster – ein Motiv, das Ebersold später nie verwendete, ganz im Gegensatz zu gerundeten Ecken und der Verwendung des Klinkers im Sockelbereich. Rundungen und Klinker waren aber allgemein beliebte Motive der expressionistischen Architektur in Berlin, so auch bei Bauten von Erich Mendelsohn, z.B. für die Woga AG 1926–28 mit dem Kino Universum. Auch Bauten von Erwin Gutkind, Fred Forbat, Fritz Höger und Bruno Taut repräsentieren diesen Stil. Ebersold soll Vorlesungen von Hans Pölzig an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg



Eigenheim mit Büro von Ebersold an der Ruflibergstrasse 4 in Luzern, um 1923/24. Das Haus erweckt den Eindruck eines Pavillons. (Quelle: Fotoalbum von A. Ebersold)

besucht haben und der in Stuttgart unterrichtende Paul Bonatz war ihm ein Vorbild. Beeindruckt war Ebersold zudem von einem anderen Berner Architekten, der in Berlin Furore machte: Es handelt sich um Otto Rudolf Salvisberg (1882–1940), der nebst Grosssiedlungen auch Villen in Berlin-Dahlem baute, z.B. 1924 das Haus Tang am Hirschsprung 48, also



Haus Stierli, Mettenwylstrasse 9, Luzern. Traditionelle Architektur, nur die Rundbogenarkade beim Vorbau verrät die Handschrift Ebersolds. (Quelle: Fotoalbum von A. Ebersold)

Wohnhaus am Hirschsprung 50a in Berlin-Dahlem, 1931 von Hans Wormann (eventuell mit Ebersold) erbaut. (aus: Monica Hennig-Scheffold, Inge Schaefer: Frühe Moderne in Berlin, Winterthur: Werk Verlag, 1967)



genau neben der später von Wormann (und Ebersold?) erstellten Villa (Hirschsprung 50a). Der Villenbau zog oft Möbelentwürfe mit sich, mit denen sich Ebersold mit Sicherheit beschäftigte, entwarf er doch auch seine eigenen Möbel. Diese verraten übrigens seine Vorliebe für vorspringende Rundungen.

Eingang beim Haus Sulgenauweg 20 in Bern, 1932/33 von Architekt Ernst Schmid erstellt. Die Gestaltung spezieller Elemente mit Klinker ist wohl Ebersold zu verdanken. (Foto: R. Walker)



Nach dem Börsenfall 1929 in New York spürte man die Wirtschaftskrise 1931 auch in Europa und die politischen Lager begannen sich in Deutschland zu polarisieren. Wormann trat 1931 als Regierungsbaumeister zurück und Ebersold dachte an die Rückkehr in die Schweiz. In Verbindung mit dem Burgdorfer Architekten Ernst Bützberger (1879–1935) konnte Ebersold am Wettbewerb für das Stadthaus in Bern teilnehmen. Ebersold fertigte die Skizzen noch in Berlin an, bevor er im Herbst nach Bern zog. Bützberger und Ebersold reichten den gemeinsamen Entwurf am 15. Oktober ein.

Die Berner Zeit

Am 26. November 1931 zeichnete die Jury das Projekt Nr. 34 der Architekten E. Bützberger (Burgdorf) und E.W. Ebersold (Bern) mit dem 2. Rang aus. Sie schrieb, dass ihr Projekt die Gesamtsituation wohl am besten erfasst hätte. Ebersold arbeitete kurze Zeit (bis 1932) für Bützberger in Burgdorf. In dieser Zeit baute Bützberger die Markthalle in Burgdorf sowie die Turnhalle und die Villa Sonja in Pieterlen. Dort kommt Klinkermauerwerk im Sockel und als Türrahmung vor. Auftraggeber der Villa war der Ziegelfabrikant Fritz Lauper, dem es gelang, erstmals in der Schweiz einen Klinker-Fassadenstein zu produzieren, der bis anhin nur in Deutschland zu haben war. Bützberger delegierte die Detailplanung der Klinkerpartien an Ebersold, der in Berlin mit diesem Baustein und seinen Ausdrucksmöglichkeiten bestens vertraut geworden war. (Viele Pläne der Villa hat Ebersold gezeichnet, denn die gleiche eigenwillige Schrift kommt später auf seinen eigenen Plänen, z.B. für das Haus Amonn, vor.) 1932 aber verliess Ebersold Bützberger, um für den Architekten Ernst Schmid in Bern zu arbeiten. Dieser erstellte 1932–33 in eigener Regie zwei Wohnhäuser am Sulgenauweg (Nrn. 18 und 20). Die expressiv gestaltete Rahmung der Eingänge in Klinkermauerwerk lässt die Handschrift Ebersolds erkennen. Ebenso entwarf Ebersold wohl die mit Klinker gefassten Hauseingänge der langen Wohnhauszeile Effingerstrasse 91–101, die Schmid im Auftrag der Baufirma Merz konzipierte und in zwei Etappen ausführen liess. Aber

auch die Zusammenarbeit mit Schmid war nur von kurzer Dauer: Ebersold eröffnete nämlich 1933 sein eigenes Büro, zuerst am Giessereiweg 9, dann an der Herrengasse 21. Zuerst baute er das Wohnhaus Grolimund in Wabern und die Villa Krompholz in Muri. Kaum waren diese 1934 fertig gestellt, reichten Ebersold und der Kaufmann Hans Jöhr, der im Schosshaldenquartier Land besass, die Baueingabe für eine Villa ein, die für Professor Alfred Amonn bestimmt war. Die ausdrucksstarken Projektskizzen dazu zeigen, dass Ebersold ein Künstlerarchitekt war. Er entwickelte einen Villentyp, den er dann in Muri dreimal wiederholte.

1934 befasste sich Ebersold auch mit der Umgestaltung des Kasinoplatzes in Bern. Es ist anzunehmen, dass er am Gegenprojekt von W.H. Thommen beteiligt war. Die Problematik des Verkehrs stand im Vordergrund. Diese Thematik wird Ebersold später noch mehr beschäftigen. Vorerst ging es aber um Architektur: 1934 reichte er das Baugesuch für den anfangs erwähnten Rundbau an der Hallerstrasse ein. Der Bau von 1934/35 im Auftrag der Bauunternehmung L. Herzogs Söhne wurde zum herausragenden Bau im Werk Ebersolds. Er kann als Miniaturausgabe von Bruno Tauts Hufeisensiedlung Britz von 1926/27 in Berlin interpretiert werden. Ausserdem erinnern die Rundbalkone und Klinkerbänder an die Bauten der Woga AG Berlin von Erich Mendelsohn aus den Jahren 1926–1928. Gut acht Jahre später erscheint der Rundbau in Bern als frühes Beispiel des Neuen Bauens. Ebersold war sicherlich stolz auf diesen Bau, sonst hätte er wohl kaum sein Büro hierher verlegt. Das Gebäude war sein Vorzeigebau.

Die Villen in Muri zeigen auch eigenartige Elemente in Ebersolds Architektur. Besonders an den beiden Villen von 1936/37 am Gurtenweg (Nrn. 46 und 48) treten ungewohnte Kombinationen auf. Da greift ein reguläres, markantes Walmdach über die Terrasse in der Ecke des winkelförmigen Baus. Da schon die Kniewand ungewöhnlich hoch ist, schwebt das Dach in luftiger Höhe und wird durch hohe Holzpfosten mit Bügen getragen, was bei modernen Häusern doch sehr altmodisch wirkt.



Haus Amonn, Bitziusstrasse 53, Bern, 1934 von Ebersold erbaut. Der Dachrand und die gerundeten Kanten des vorspringenden Volumens erinnern an das Haus am Hirschsprung in Berlin-Dahlem. Im Sockelbereich Klinker. (Foto: R. Walker)



Vorstudie 1933 für das Haus Amonn. Die ausdrucksstarke Kohlezeichnung verrät die künstlerische Begabung Ebersolds. (Quelle: Plansammlung Toni Amonn)

Auch die mit Klinker akzentuierten Rundbogentüren scheinen ein Relikt aus alter Zeit zu sein. Beim Haus Gurtenweg 46 wird die Eckterrasse von einem gotisierenden Spitzbogen getragen und daneben erhebt sich ein Turm mit hohen Firststangen auf seinem Walmdach, als sei das Haus ein Schösschen. Auch das Haus Gurtenweg 48 weist diese kuriosen Firststangen mit Knäufen auf. Hingegen fassen grau gefärbte Putzflächen die Fenster zu horizontalen Bändern zusammen. Diese stellen ein Leitmotiv der modernen Architektur dar. Noch ganz im Stil des Neuen Bauens erscheint die Villa an der Waldriedstrasse 23 in Muri. Ebersold erhielt den Auftrag 1934 vom Zürcher Kaufmann Max Steuer. Das Volumen ist winkelförmig angelegt. Der Westtrakt wird von einem Walmdach mit gerundeten Ecken gedeckt; der Südtrakt besitzt ein Flachdach, das als Terrasse vor der turmartigen Erhöhung in der Ecke dient. Ein niedriger Wohntrakt schmiegt sich im Gebäudewinkel an die höheren Volumen. Sein Westabschluss ist gerundet und suggeriert die Dynamik eines Schiffsbugs. Die lange Terrasse auf diesem Trakt erweckt den Eindruck eines Sonnendecks. Die Geländerstange verstärkt die Horizontale. Beim Anschluss an den Südtrakt ist ein Würfel aus Klinker eingefügt. Nicht



Stempel Ebersolds auf den Plänen 1933/34. Ist das zentrale Säulenmotiv etwa eine Anspielung auf das Brandenburger Tor? (Quelle: Plansammlung Toni Amonn)

Bauten der der Woga AG in Berlin, 1926–28 von Erich Mendelsohn realisiert.

Ebersold war zu dieser Zeit in Berlin und hat den Bau dieses Komplexes mit eigenen Augen mitverfolgt.

(aus: Monica Hennig-Scheffold, Inge Schaefer: Frühe Moderne in Berlin, Winterthur: Werk Verlag, 1967)

Rückseite des Wohnblocks Hallerstrasse 49–55. Die Klinkerbänder verweisen auf die Bauten der Woga AG in Berlin. (Foto: R. Walker)

zuletzt wegen des Eckfensters wirkt der Würfel wie eine Kommandokabine. Im Innern entpuppt sich das Element als erhöhter Sitzplatz. Im Untergeschoss soll ein Schiesskeller eingerichtet worden sein, da Max Steuer ein passionierter Jäger war. Er lud Ebersold mehrmals zur Jagd ein.

Das 1935 fertig gestellte Haus sollte im Leben Ebersolds, ja sogar für die Schweizer Politik, eine wichtige Bedeutung bekommen: Ebersold lernte durch Max Steuer auch dessen Frau Hermina kennen und verliebte sich in sie. Hermina war in Zürich aufgewachsen, stammte aber aus der Südtiroler Familie Pezzeri. Ihre Mutter besass in Muri ein Haus. Die Liebesgeschichte zwischen ihr und Ebersold führte 1937 zur Scheidung der beiden Ehepaare. Schon in der Trennungszeit gab die Familie Steuer das Haus an der Waldriedstrasse in Muri als Wohnort auf und vermietete es an die deutsche Gesandtschaft. Dort residierte vom 2. Juli 1936 bis zum 3. Mai 1943 der deutsche Gesandte Freiherr Hans Sigismund von Bibra. Dieser war seit 1933 Mitglied der NSDAP und wurde 1936 Legationsrat der deutschen Gesandtschaft und Landesgruppenleiter der NSDAP in der Schweiz. (Sein Vorgänger, Wilhelm Gustloff, war am 4. Februar 1936 in Davos von einem jüdischen Medizinstu-



denten erschossen worden.) Bibra hatte den Ruf eines Anschlusskommissars. Sein Ziel war es, die Schweiz so weit zu nazifizieren, bis sie sich widerstandslos dem Deutschen Reich anschloss. Bibra war als Gauleiter für die Schweiz vorgesehen. Er organisierte die Frontenbewegung und spionierte überall herum (z.B. im Cabaret Cornichon in Zürich). 1941 meldete er nach Berlin, dass die politische Unterwanderung wohl nicht genüge und der Krieg gegen die Schweiz unvermeidlich sei. So liefen im Haus an der Waldriedstrasse die Fäden der Nazis zusammen, und zwar nur 500 Meter vom Schloss Gümligen entfernt, wo sich das Hauptquartier der Schweizer Armee einnistete. Im turmartigen Aufbau des Hauses richtete Bibra eine Funkstation ein. Gegen Süden war der Blick frei auf den Flugplatz Belpmoos. Die Umtriebe Bibras entgingen der Gemeinde und der Bundesanwaltschaft nicht und das Haus wurde beobachtet. 1943 versetzten die Deutschen Freiherr von Bibra nach Madrid. Die Schweiz verhängte nach dem Krieg ein Einreiseverbot gegen ihn.

Südtirol – Zürich

Ernst Walter Ebersold heiratete später die ehemalige Frau von Max Steuer und liess sich in Zürich

nieder. Beziehungen zur ihrer Familie in Südtirol führten zu häufigen Aufenthalten in Meran. Dort lernte er einen Hotelier kennen, für den er noch in den 1930er-Jahren Studien anfertigte. Die Olympischen Winterspiele sollten ja 1944 in Cortina d'Ampezzo stattfinden. Sie wurden aber wegen des Krieges auf 1956 verschoben. Der Hotelier baute schliesslich mit Ebersold auf die Olympiade hin ein einfaches Touristenhaus auf dem Tre-Croce-Pass, unweit von Cortina, zu einem richtigen Hotel aus.

In Zürich fiel Ebersold 1950 auf: In der «Schweizerischen Bauzeitung» wurde für den 28. Februar im Kongresshaus Zürich der Vortrag «Ist eine U-Bahn für Zürich tragbar?» angekündigt. Als Referenten wurden die Architekten Heinrich Oeschger, Ernst Ebersold und Ingenieur E. Fontanellaz aus Zürich sowie Professor E. Mettler aus Winterthur aufgeführt. Ebersold kannte Oeschger wohl von Berlin her. Dieser war nämlich 1924–29 Bürochef bei Salvisberg gewesen. Das U-Bahn-Projekt wurde 1949 ausgearbeitet und es wurden Kontakte mit dem Departementsvorsteher und den SBB geknüpft. Das Projekt wurde bis zum Konzessionsgesuch vorangetrieben. Die Beschäftigung mit neuen Eisenbahnlösungen im Raum Zürich wurde für Ebersold zum Steckenpferd.

1957, also sieben Jahre nach dem Plädoyer für die U-Bahn, kündigte die «Bauzeitung» wiederum einen Vortrag im Kongresshaus an. Er wurde für den 15. April von der Studiengruppe für Bau- und Verkehrsfragen organisiert und der Referent hiess Ernst Walter Ebersold. Das Thema lautete: «Ein Durchgangsbahnhof und die Stadtraum- und Verkehrsprobleme Zürichs». Was Ebersold an diesem Vortrag präsentierte, wurde 1957 in der Novemberausgabe der Zeitschrift «Bauen + Wohnen» publiziert. Es handelte sich um ein Projekt einer geschlossenen Bahnschleife, aus der die Züge in alle Richtungen tangential wegfahren konnten. Das bestehende Trasse von Thalwil via Bahnhof Enge und Wiedikon bildete eine Hälfte der Schleife. Aber statt in den Kopfbahnhof einzufahren, sollten die Züge in eine neue unterirdische Gleisanlage entlang der Sihl geführt werden. Im Sihlhölzli hätte

sich dann die Schleife geschlossen, sodass die Züge in alle Richtungen aus Zürich hätten wegfahren können. Der alte Hauptbahnhof wäre durch einen neuen Bahnhof entlang der Sihl ersetzt worden. Die neue Löwenstrasse mit tief liegender Schnellstrasse hätte den Bahnhof begleitet. Über der Perronanlage sah Ebersold eine Aufreihung von Hochhäusern vor. Die Bahnhofshalle und die Parkgara-



Haus Godefroy-Marcuard von 1936/37, Gurtenweg 48, Muri. Wegen der hohen Kniewand schwebt das Walmdach hoch über der Terrasse. Die Firststangen mit Knäufen und die Holzpfosten mit Bögen wirken altertümlich im Vergleich zur sonst modernen Architektur.



Haus von May von 1936/37, Gurtenweg 46, Muri. Moderne Längsfassade zur Strasse hin, an der Schmalseite aber eher historisierend: Eckbalkon auf Spitzbogen und Turm, dessen Walmdach Firststangen aufweist, als wäre das Haus ein Schlösschen.



Villa Waldriedstrasse 23, Muri, 1934/35. Die Rundung des niedrigen Wohntrakts suggeriert einen Schiffsbug. Der Quader aus Klinkermauerwerk beim Anschluss an den vorspringenden Trakt macht den Anschein einer Kommandokabine. (Wintergarten in jüngerer Zeit hinzugefügt.)

(Fotos: Bauinventar)

gen sind dazwischen eingesetzt. Ebersold stellte mit diesem Projekt einen radikalen städtebaulichen Entwurf vor, der an Le Corbusiers provokative Stadtvisionen erinnert (z.B. Plan Voisin für Paris von 1925). Es handelte sich aber nicht einfach um eine verrückte Idee, um die Städtebaudiskussion anzukurbeln, sondern Ebersold hielt den Vorschlag für machbar. Das Projekt ist funktional durchdacht,





Projekt für einen Durchgangsbahnhof in Zürich, 1957: Hochhäuser stehen rittlings über dem neuen Bahnhof entlang der Sihl (links). Die neue Löwenstrasse wird mit einer tief liegenden Schnellstrasse kombiniert. Für Ebersold war das Projekt nicht Utopie, sondern ein realisierbarer Vorschlag.

Eine innerstädtische Bahn-schleife ermöglicht das Fort-fahren in alle Richtungen.

(aus: Bauen + Wohnen, Nr. 11, 1957)



die Verknüpfung mit dem bestehenden Stadtkörper ist subtil gestaltet. Trotzdem war das Projekt für Zürich eine Nummer zu gross und wurde nie Realität. Ebersold war seiner Zeit voraus, spürte aber mit seinem Projekt die Stadtentwicklung vor. Das zeigt sich daran, dass die Sihltalbahn heute unter dem Flussbett der Sihl zum Hauptbahnhof fährt und dass der Hauptbahnhof immer mehr zu einem Durchgangsbahnhof ausgebaut wird. Auch die Idee der Stadtautobahn (Ypsilon) entlang der Sihl hat vielleicht in Ebersolds Projekt seine Wurzeln. Die Grösse des Projekts darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Ebersold in Zürich (wie auch in Bern) nie ein grosses Büro mit Angestellten hatte. Es war meist ein Einmannbetrieb. Ebersold baute in Dällikon noch zwei Häuser sowie ein Einfamilienhaus in Uitikon Waldegg. 1962, also mit 68 Jahren, erstellte er noch eine Wohnanlage auf dem Fabrikareal der Verzinkerei Stoos im Letzigraben in Zürich. Die Verzinkerei Stoos betrieb in der Arealecke eine Schmiede und ein Hammerwerk. Die Wohnanlage ist symmetrisch angelegt: Ein hoher Wohnblock über zwei Bürogeschossen wird von vier quer stehenden, kurzen Reihenhauszeilen flankiert. Der dominante Block in der Mitte weist eine Verwandtschaft mit den Hochhausscheiben des Durch-

gangsbahnhof-Projekts auf und zeigt nochmals, dass Ebersold an dieses glaubte. Doch sechs Jahre später, am 13. Juli 1968, verstarb er.

Ernst Walter Ebersold war ein Berner Architekt, den es aber immer weitertrieb und der schliesslich in Zürich Grossstadtprojekte präsentierte, die ebenso gut zu einer Metropole wie Berlin gepasst hätten. Das Werk dieses rastlosen, eher individualistischen Baukünstlers zeigt auch, dass moderne Architektur nicht regionalistisch interpretiert werden kann.

Robert Walker

Architekt und Architekturhistoriker, Mitarbeiter des Bauinventars der Kantonalen Denkmalpflege Bern

Mein Dank geht an Frau Annelies Ebersold in Bern für die vielen Informationen über ihren Vater sowie an Alfred Max Steuer für ergänzende Angaben zu Ebersolds Tätigkeit in Zürich. Ebenso danke ich Toni Amonn für den Einblick in die Plansammlung seines Hauses.

Wohnanlage Mühlezelgstrasse (Nähe Letzigraben), Zürich, 1962 für die Verzinkerei Stoss AG erbaut, heute im Besitz der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Lim-mattal. Die Anlage zählt zu den letzten realisierten Bauten von Ebersold. (Foto: R. Walker)



Aufbruch, Abbruch, Neuanfang: Der Bahnhof als Ort ständiger Veränderung



Mit einem Volksfest wurde am 31. Mai 2008 der neue Berner Bahnhofplatz eingeweiht. Damit begann am zentralsten Ort nicht nur der Stadt, sondern der ganzen Region Bern eine neue Ära. Nach der gelungenen Erneuerung des Bahnhofs wurde mit dem Umbau und der Sanierung des Bahnhofplatzes und der Christoffelunterführung endlich auch seine Umgebung neu gestaltet – seit Jahren ein städtischer Unort, hässlich, unübersichtlich und im Brennpunkt sozialer Spannungen. Doch für die Ewigkeit wird auch diese neue Lösung nicht sein.

Mit dem Baldachin, dem geschwungenen Glasdach über den Tramgeleisen, haben sich, obwohl es weiterhin auch kritische Stimmen gibt, viele Bernerinnen und Berner inzwischen versöhnt. Beim Baldachin spricht man vom Werk einer Ge-



Der neue, Ende Mai 2008 wiedereröffnete Bahnhofplatz mit dem Baldachin.

(Fotos: Hansueli Trachsel)

neration. Das heisst, man geht davon aus, dass das Glasdach rund 30 bis 50 Jahre überdauern wird. Aber am Bahnhof wird es schon zuvor, zum Teil bereits in den nächsten Jahren, zu weiteren Veränderungen kommen. Zu einer neuen Verkehrslösung zum Beispiel, einem autofreien Bahnhofplatz, was immer das konkret bedeuten mag. Denn auch wenn die Zustimmung in der Bevölke-



Ort der Ruhe: Blick über den Bahnhofplatz; im Hintergrund in der Mitte ist der Frontturm der Bollwerkpost zu erkennen, der 1934 abgerissen wurde.

zung zu einem autofreien Platz nach dessen einjähriger Sperre breit ist, kann niemand verbindlich sagen, was man sich darunter vorzustellen hat: Wird der Privatverkehr ganz verdrängt? Werden nur noch die Busse von Bernmobil vor dem Bahnhof verkehren? Wie soll die Anlieferung für die Geschäfte im Bahnhof organisiert werden? Welche baulichen und verkehrstechnischen Massnahmen braucht es im weiteren Umfeld des Bahnhofs, um den Bahnhofplatz vom Verkehr entlasten zu können? Und nicht zuletzt: Muss der Platz, wenn die Strasse vor dem Aufnahmegebäude und dem Burgerspital nur noch vom öffentlichen Verkehr und von der Sanität, Feuerwehr und Polizei genutzt wird, nicht noch einmal umgestaltet werden?

Neue Zugänge und ein Tiefbahnhof

Eine planerische Baustelle bleibt der Westzugang des Bahnhofs. Grössere Projekte für einen Um- oder Neubau der Schanzenpost, etwa die «Plattform West», scheiterten zu Beginn des Jahrzehnts an der Finanzierung. Die SBB standen jedoch durch die Vorgaben zur Umsetzung der Bahn 2000 unter zeitlichem Druck. Deshalb liessen sie auf der anderen Seite der Schanzenbrücke die «Welle von Bern» realisieren. Die sechs langen Holzdächer der

Berner smarch Architekten – eine feine Hommage an die hölzernen Bahnsteig-Überdeckungen aus der Frühzeit der Eisenbahn – stehen für die Verkehrsplaner auf der falschen Seite der Brücke. Architektonisch setzen die mit Aluminium gedeckten Perrons, die in der tief stehenden Abendsonne zu leuchtenden Bändern werden, einen eleganten Kontrast zu den protzigen, in den 1960er-Jahren entstandenen Bauten der Schanzenpost. Allerdings könnte sich dieses Bild in den kommenden Jahren nachhaltig ändern: Für die Postgebäude liegt ein Projekt des Berner Architekten Andrea Roost vor. Ein Baugesuch hat die Post bereits eingereicht, noch nicht definitiv geklärt ist die zukünftige Nutzung.

Mehr Geschäfte, gar ein Grossverteiler sind in der neuen Schanzenpost nicht vorgesehen. Die Rede ist aber von 2000 Arbeitsplätzen. Das ist eine weitere Belastung für ein ohnehin schon übernutztes Gebiet. Rund 200 000 Menschen sind am Bahnhof täglich unterwegs, im Bahnhof selber seien «zu Spitzenzeiten die Publikumskapazitäten am Anschlag», sagte der Berner Stadtplaner Christian Wiesmann im April 2007 in einem Interview mit dem «Bund». Wiesmann spricht, noch bevor das Westportal richtig steht, bereits von einem dritten Zugang zum Bahnhof, einer Vorfahrt zur «Welle» unter dem einstigen Möbelhaus an der Schanzenstrasse. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Pendlerströme warnt der Stadtplaner vor einer Kommerzialisierung des Bahnhofgebiets: «Die künftigen Passagierströme brauchen Platz. Bevor wir nicht wissen, wo in Zukunft wie viele Leute zu verkraften sind, dürfen wir nicht neue kommerzielle Nutzungen ins Bahnhofge-



Die Architektur der Stadterneuerer: Eidgenössische Bank, aufgenommen in den 1910er-Jahren.

lände packen, die einerseits Raum beanspruchen und andererseits nochmals zusätzlichen Besucherverkehr generieren.»¹

Die Zukunftspläne beziehen sich aber nicht nur auf das Gebiet um den Bahnhof herum: Unter der Leitung der kantonalen Verkehrsdirektion wird seit Sommer 2007 ein Projekt für die Nutzung des Berner Bahnhofs in den nächsten 20 bis 30 Jahren ausgearbeitet. Es steht unter dem etwas trockenen Titel «Knoten Bern»; beteiligt an den Planungsarbeiten sind neben dem Kanton die Stadt Bern, die SBB und RBS. Dabei geht es konkret um einen allfälligen Tiefbahnhof und um die Bewältigung der Fussgängerströme von und zu den Zügen, dies insbesondere im Bereich des RBS-Bahnhofs.



Vom Stadtrand ins Zentrum

Gut möglich, dass es in den kommenden Jahren um den Bahnhof herum wieder eine Grossbaustelle geben wird. Ungewöhnlich wäre das nicht. Vor 150 Jahren ist der erste Zug über die kurz zuvor fertig gestellte «Rote Brücke» in die Innenstadt gefahren und am heutigen Standort wurden die Bauarbeiten für den ersten Bahnhof aufge-



Bubenberg zieht um: Versetzung des Denkmals 1930.

nommen. Seither, seit 1858, ist der Bahnhof ein Ort ständiger Veränderung. Jeder Abschluss einer Bauphase war immer auch der Beginn der nächsten.

Der erste Bahnhof, ein Kopfbahnhof, stand am Rand der Stadt. Gleich hinter dem Bahnhof war das Murtentor. Die Stirnfront des Aufnahmegebäudes verlief bündig zur Heiliggeistkirche und zum Burgerspital. Ein Platz war der Raum vor dem Bahnhof bis zur jüngsten Umgestaltung eigentlich nie. Man hat vielmehr in mehreren Schritten jeweils mehr Platz geschaffen für den Verkehr: 1930 bei der Zurückversetzung des Bahnhofgebäudes um 30 Meter für Tram und Bus, in den frühen 1970er-Jahren beim um weitere 56 Meter zurückgenommenen Neubau für den motorisierten Verkehr.

Der Bahnhof stand bald nicht mehr am Rand der Stadt, um ihn herum wuchsen neue Quartiere heran, das Mattenhof- und Monbijou-Quartier und die Länggasse. Sie war im späten 19. Jahrhundert das erste Quartier der Stadt gewesen, das vermessen wurde. Es herrschte Aufbruchstimmung, einflussreiche Kreise wollten ihre Visionen einer modernen Stadt umsetzen. Treibende Kraft war der freisinnige alt Bundesrat Jakob Stämpfli (1820–1879),

¹ Der Bund, 7.4.2007

Die Tramhaltestelle am Bahnhof vor und nach dem Umbau 1930/31.



Gründer und Präsident der Eidgenössischen Bank, der späteren Nationalbank. Die Erneuerer entwickelten grosse Pläne für die Gassen und Strassen um den Bahnhof, das aufstrebende wirtschaftliche Zentrum der Stadt. Aber der Christoffelturm stand ihnen im Weg. Also musste er weg. Zwei Jahre nach dem Abbruch des

einstigen Festungsturms liess sich die Eidgenössische Bank nach Plänen des russisch-polnischen Eisenbahn- und Städteplaners Leopold Stanislaus Blotnitzki (1817–1879) gegenüber dem Bahnhof einen prächtigen Geschäftssitz bauen. Die neue Zeit war angebrochen, die Bodenpreise um den Bahnhof schnellten in die Höhe. Und es wurde gebaut: Die 1858 gegründete Erste Berner Baugesellschaft – aus deren Reihen schon bald nach der Gründung günstige Offerten für den Rückbau des Christoffelturms kamen – zog an der Bundes- und Schauplatzgasse mondäne Häuserzeilen hoch. Bereits 1872 wurde für die Überbauung der verlängerten Bundes- und der Schwanengasse die Zweite Berner Baugesellschaft gegründet. Doch der Bauboom erzielte nicht die erhofften Resultate



Städtebauliche Vision: Die Flanierzone im «Neuen Bollwerk» von Werner Hauser und Charles Geiser (1945).

Modell «Das neue Bollwerk» von Werner Hauser und Charles Geiser (1945)



und Gewinne: Die Zweite Berner Baugesellschaft geriet in arge finanzielle Schwierigkeiten, weil sie dem Bahnhof abgewandte Gebäude nicht vermieten konnte. Die Stadt, die selber Aktionärin war, musste die Baugesellschaft vor dem Ruin retten.

Luftschlösser und kühne Pläne

Der Verlockung, auch die abstrusesten städtebaulichen Eingriffe mit bedingungslosem Zukunftsglauben zu legitimieren, sind auch spätere Generationen verfallen. In den 1920er-Jahren gab es Pläne für den Abbruch des Burgerspitals. Die Initiative dafür ging von der Stadt aus. Sie schrieb auf dem Äusseren Murfeld einen Wettbewerb für einen Ersatzneubau des Burgerspitals aus, am alten Standort sollte ein neuer Bahnhof mit Geschäftshaus entstehen. Unter den eingereichten Projekten für die Neuüberbauung war eines, das anstelle des Burgerspitals den Bau eines städtischen Schwimmbads vorsah. Ein anderer Grossstadt-Visionär schlug eine Anlage in der Art der Galleria Vittorio Emanuele in Mailand vor. Das Burgerspital blieb stehen. Nur Bubenberg musste weichen – sein Denkmal wurde von der Mitte des Platzes, der seinen Namen trägt, an den oberen Hirschengraben versetzt.

Nicht, dass es keine kühnen Projekte für einen modernen Stadtbahnhof gegeben hat, über die vertieft zu diskutieren sich durchaus gelohnt hätte. Es gab sie, aber sie landeten, früher oder später, in der Schublade. 1942 begannen die SBB einen neuen Bahnhof zu planen. 1945 legten Werner Hauser (1905–1961) und Charles Geiser (1900–1979), Le-Corbusier-Schüler und Planer auf der Hochbau-



Vor dem Neubau des Bahnhofs mussten die Reisenden beim Ein- und Aussteigen die Geleise überqueren (1956).

Das legendäre Milchgässli, jahrzehntelang Treffpunkt bei Schulreisen, Pfadfindertreffen und Vereinsausflügen (1956).

dem Titel «Das neue Bollwerk» ein Projekt für einen Reiterbahnhof vor: Fünf in einem weiten Bogen entlang der Grossen Schanze angelegte Hochbauten, die durch ein auf Pfeilern gebautes Zwischengeschoss verbunden wurden, das gegen die Stadt hin geöffnet war und als Flanierzone und Verbindungsweg zwischen Innenstadt und Länggasse dienen sollte. «Das neue Bollwerk» war zu gross gedacht für Bern, zu grossstädtisch: «Es ist für den Begriff der Grossstadt nicht allein die Kopfzahl der Bewohner ausschlaggebend, sondern der Grossstadtgeist», schrieb Werner Hauser 1945. «Dieser Geist ist es, der sich den neuen Architekturkörper bauen muss. Einen provinziell kleinstädtischen Städtebau moderner Art gibt es nicht.»² In Bern gab es ihn. Man baute ein Bahnhofgebäude, dem man nicht ansah, dass es ein Bahnhofgebäude ist, und man entschied sich für die komplette Überdeckung der Geleisanlagen, also dafür, dass Bern die Reisenden unter einer bedrückenden Betondecke und im undifferenzierten Schimmer des Neonlichts empfängt.

Abgeblockt wurde auch die Idee einer Verlegung des Bahnhofs an die Laupenstrasse. Seit dem Umbau des Bahnhofs 1889, als aus dem Kopf- ein Durchgangsbahnhof wurde, war der Standort Laupenstrasse immer wieder in die Diskussion gebracht worden. Eine von den SBB in Auftrag gegebene Expertise empfahl 1949, den Bahnhof nicht gegen Westen zu verlegen, der Berner Heimatschutz setzte sich 1954 vehement für dessen Verlegung ein. Ohne Erfolg: Im Juli 1956 wurde eine Volksinitiative für die Verlegung deutlich verworfen, knapp vier Monate später die Vorlage zum Um- und Neubau des Bahnhofs ebenso klar ange-

² Werner Hauser, Charles Geiser: Bern – Das neue Bollwerk, hrsg. von der Generaldirektion der PTT, 1945.

nommen. Die Befürchtungen der Befürworter der Verlegung, am alten Standort werde es zu erheblichen Verkehrsproblemen kommen, wurden von den Gegnern als Panikmache zurückgewiesen – und erwiesen sich im Lauf der Jahre als richtig.

Zur Entlastung des Bahnhofplatzes beigetragen hätte wohl ein Autotunnel zwischen Schützenmatte und Belpstrasse. Der Schanzentunnel war eines der Hauptelemente des in den 1990er-Jahren erarbeiteten Masterplans Bahnhof Bern. In einer Volksabstimmung wurde er 1997 aber wuchtig abgelehnt – für die rot-grüne Gegnerschaft des Projekts war damit klar, dass die Zeit der Grossprojekte in Bern vorbei war. Die Ablehnung des Schanzentunnels war der Beginn eines jahrelangen, von beiden Seiten verbissen geführten ideologischen Verkehrs-

streits zwischen der Rot-Grün-Mitte-Mehrheit und dem gewerblich-bürgerlichen Lager.

Auch Charles Geisers Neffe, der grosse Berner Architekt Frank Geiser (*1935), arbeitete in den späten 1980er-Jahren an einem Bahnhofprojekt. Er wollte die noch nicht 20-jährigen Bahnhofbauten wieder abreißen und die Geleiseanlagen von ihrem Betondeckel befreien. Über die Geleise hätte eine Passerelle geführt, von der aus man auf die Perrons gekommen wäre. Doch dieses Projekt war, wie 45 Jahre zuvor «Das neue Bollwerk», zu radikal, um wirklich eine Chance zu haben. Immerhin konnte Frank Geiser zehn Jahre später an der Aufbesserung des Bahnhofgebäudes mitarbeiten. Seine Umgestaltung der Haupthalle und der Treppenanlagen trug viel dazu bei, dass der wichtigste Ort des Bahnhofs offener und heller

Berner «Verkehrschao» um 1950 vor dem Loeb-Egge

Vor dem Café Rudolf hatte es früher einmal einen Verkehrspolizisten (um 1950).

Autokolonnen auf dem Bubenbergplatz, in der Mitte das den Trams vorbehaltene «Blasermätteli» (1969).



wurde. Massgeblich zur neuen Leichtigkeit des Bahnhofs beigetragen hat auch die vom Atelier 5 gebaute, gläserne Nordhalle.

Planungssünden und Neubeginn

Die vorläufig letzte Veränderung am Berner Bahnhof, die Neugestaltung und Sanierung des Bahnhofplatzes und der Christoffelunterführung, ist eigentlich nichts anderes als die späte Korrektur der Planungssünden aus den 1960er- und 1970er-Jahren. Der neue Bahnhof entstand in einer Zeit der Autoeuphorie, als die ersten Autobahnen gebaut wurden und ein Entwurf des Nationalstrassennetzes für Bern eine mitten durch die Stadt führende Autobahnverbindung vorsah. Die vom Gemeinderat und vom Stadtparlament befürwortete Schnellstrasse über den Waisenhaus- und Bären-

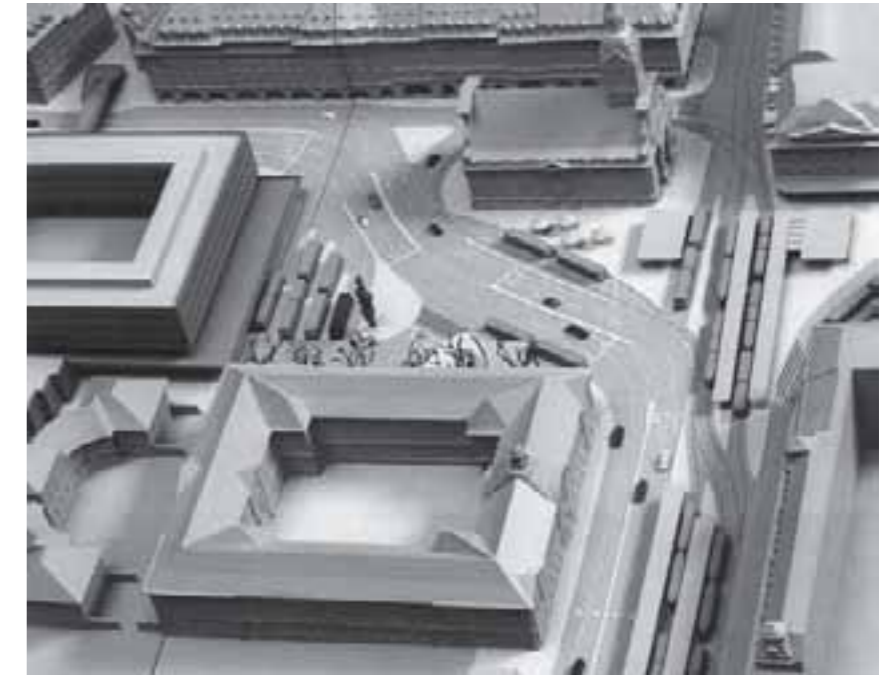
platz zum Bundeshaus, die so genannte H-Lösung, wurde 1970 durch ein Referendum erfolgreich verhindert, obwohl der damalige Stadtpräsident Reynold Tschäppät (1917–1979) den Bernerinnen und Bernern drohte, eine Ablehnung der H-Lösung würde zu einem Verkehrszusammenbruch führen.

Wie autofreundlich Behörden und Planer damals waren, zeigt sich auch darin, wie sie Mitte der 1960er-Jahre gegenüber dem Stadtrat die Realisierung der Neuengass-Unterführung begründeten: man wolle das Bollwerk, hiess es in der Botschaft an den Stadtrat, «vom starken Fussgängerverkehr entlasten». Gleiches geschah dann vor dem Bahnhof zwischen Heiliggeistkirche und Burgerspital. Die Fussgänger wurden in den Untergrund, in die Christoffelunterführung, vertrieben, während sich



oben über den Platz eine vierspurige Strasse drängte, die Hauptverkehrsachse zwischen dem Norden und dem Westen der Stadt. Die Strasse war, obwohl man sich inzwischen für die nördliche Autobahn-Umfahrung der Stadt entschieden hatte, eine kleine Stadtautobahn.

Das wurde nun – nach politisch umstrittenen Verkehrsversuchen zu Beginn dieses Jahrzehnts, nach einer hauchdünn gewonnenen Abstimmung über die Umbau-Vorlage und nach langen denkmalpflegerischen Auseinandersetzungen über den Baldachin – mit dem neuen Bahnhofplatz Bern geändert. Nach der planerischen und unternehmerischen Meisterleistung, einen so stark genutzten städtischen Platz in bloss einem Jahr komplett umzubauen und zu sanieren, gibt es vor dem Bahnhof zum ersten Mal wirklich einen Platz. Und weil am



Bahnhof die Zeit nie stillsteht, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass auch die breiten Fussgängerstreifen, die vom Baldachin zum Bahnhofgebäude und zum Burgerspital führen, irgendwann, vielleicht schon bald, wieder entfernt werden.

Bernhard Giger

Journalist und Filmemacher, Bern

Modell Umgestaltung Bubenbergplatz. Das Bild erschien in der Botschaft zur Gemeindeabstimmung vom 26. Juni 1970.

Vor dem Bahnhof wird Platz für den motorisierten Verkehr geschaffen (Luftaufnahme 1956).

(alle historischen Fotos: Stadtarchiv Bern)

Das Buch zum Thema:

Bernhard Giger und Hansueli Trachsel: Ankommen in Bern. Der Bahnhofplatz – 150 Jahre Geschichte und Geschichten, Bern: Stämpfli Verlag, 2008

Die Sanierung des Bahnhofplatzes Bern und die archäologischen Untersuchungen

Der 2007 und 2008 erneuerte Bahnhofplatz liegt – ebenso wie die ebenfalls von der Sanierung betroffenen Christoffelgasse, Spitalgasse und Hirschengraben – im Bereich der mittelalterlichen und barocken Altstadt Berns. Diese war wie jede historische Stadt Mitteleuropas einst von Befestigungsmauern, Schanzen, Gräben und Türmen umgeben und geschützt.

Im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts wuchs die Stadt derart, dass man diese Ummauerung nicht mehr als Schutz, sondern als beengende Klammer empfand. Innert weniger Jahrzehnte verschwand alles, was die Bürger Berns mit viel Fleiss, Mühe und Geld über Jahrhunderte zu ihrem Schutz geschaffen hatten, vollständig aus dem Stadtbild. Trauriger Höhepunkt dieses Zerstörungswerks war der sinnlose Abbruch eines der prächtigsten und

höchsten Tortürme Europas, des Christoffelturms, im Jahr 1865. Bei den meisten dieser Abbrüche blieben allerdings die Sockelpartien und Fundamente der Befestigungsanlagen im Boden.

In den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts wurde anlässlich der damaligen Bahnhofplatz-Umgestaltung die Christoffelunterführung gebaut. Die unterirdischen Reste der Christoffelturm-Befestigung waren mittlerweile derart in Vergessenheit geraten, dass die ausführenden Architekten entsprechende Hinweise der Archäologen in den Wind geschlagen hatten. Als beim Aushub die ersten Reste der Befestigung freigelegt wurden, war das Erstaunen gross. Gegen beträchtlichen Widerstand wurde es möglich, einige der Befestigungsreste, unter anderem die grosse Grabenbrücke, in der neuen Christoffelunterführung zu

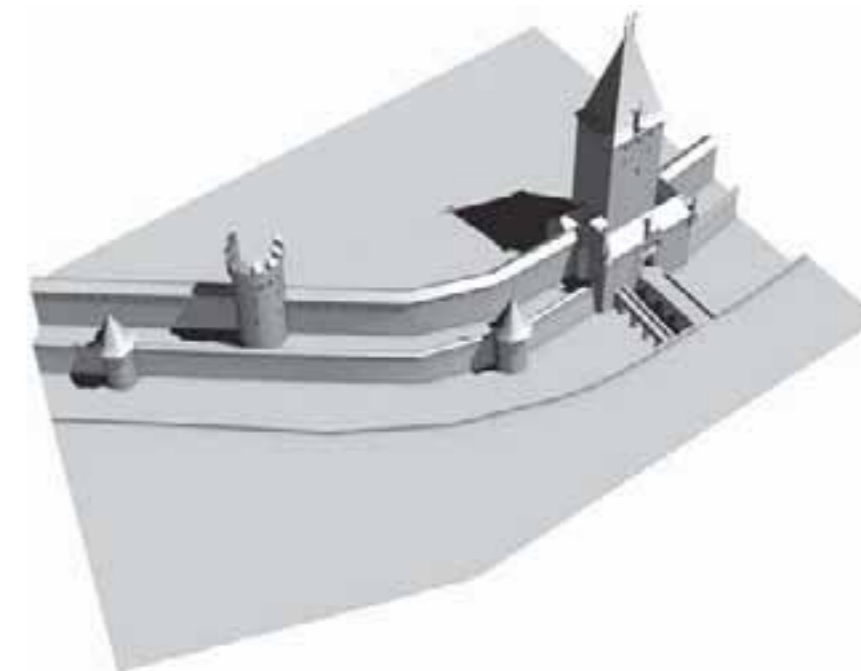
erhalten. Mit erklärenden Informationstafeln versehen, bezeugen sie den ursprünglichen Standort und die Dimensionen der Verteidigungsanlage. Anderes, so etwa die Bögen des «Aquäduktes», welches den Stadtbach über den Verteidigungsgraben ins Stadtinnere geleitet hatte, fiel dem Bagger zum Opfer.

Die erneuerte archäologische Präsentation in der Christoffelpassage

Die Sanierung der Unterführung im Zuge der Bahnhofplatz-Umgestaltung 2008 gab dem Archäologischen Dienst des Kantons Bern die Möglichkeit, diese Reste zu reinigen, zu sanieren und die etwas angejahrte Ausstellung zu erneuern. Es war für uns Archäologen klar, dass diese Reste weiterhin erhalten bleiben mussten. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sie unter Bundesschutz stehen. Viel wichtiger aber ist etwas anderes: Bern ist Unesco-Weltkulturerbe, nicht zuletzt wegen seiner zährnigen Vergangenheit, also wegen seiner mittelalterlichen Reste. Und genau auf diese stossen Reisende und Touristen, die unsere Stadt mit der Bahn besuchen, als Erstes. Damit wären die archäologischen Reste der Stadtbefestigung ein ideales Medium, um diese Gäste zu begrüßen und mit ersten Informationen über die Geschichte Berns zu versorgen.

Aber es war klar: Diese Reste sind sehr isoliert und es braucht spezielle Anstrengungen, sie verstehbar, geschweige denn erlebbar zu machen. Deshalb entwickelte der archäologische Dienst des Kantons Bern in Zusammenarbeit mit den Architektenbüros marchwell, BRS und Atelier 5 und dem Lichtkünstler Markus Weiss ein Konzept, welches auf vier Pfeilern ruht:

1. «Glas und Licht»: Drei isolierte Reste der Stadtbefestigung sind neu mit Glaswänden umgeben, sozusagen in Vitrinen gepackt. Dies dient ihrem Schutz, wertet sie aber auch auf und verdeutlicht ihren historischen, quasi musealen Charakter. Diese Reste werden im Rahmen eines jeweils 20 Minuten dauernden Lichtspiels speziell angestrahlt:



- Zum einen sind alle Reste in der gleichen Farbe beleuchtet, damit sie als zusammengehörende Elemente begriffen werden können,
 - zum andern wechselt diese Farbe nach einem ausgeklügelten Programm, damit die Reste neben der Beleuchtung der verschiedenen Ladengeschäfte auffallen und wahrgenommen werden.
 - Das Programm wechselt die Farben je nach Tages- und Jahreszeit; jeden vierten Tag läuft ein spezielles Programm.
 - Nach jedem Lichtspiel sind die Mauerreste für eine kurze Zeit unbeleuchtet.
2. An der ersten Vitrine wird in verschiedenen Weltsprachen ein Willkommensgruss im Unesco-Weltkulturerbe Bern angebracht werden.
 3. An der Fundamentmauer des Christoffelturms, der zentral zwischen Rolltreppe und Treppe liegt, wird ein vertrautes Gesicht prangen – der Kopf der hölzernen Christoffelfigur. Daneben ist ein Info-Point mit Plänen und Bildern zur mittelalterlichen Stadt, zur Stadtbefestigung und zum Christoffelturm platziert.
 4. Als schriftliche Information ist ein Flyer in Deutsch und Englisch mit Informationen zur Geschichte und Archäologie Berns in Arbeit.

Ein Vogelschaubild der Stadtbefestigung im 15. Jahrhundert. Die ab 1344 errichtete Befestigungsanlage bestand aus der Stadtmauer und einem vorgelagerten Graben, dessen Böschungen mit Mauern versehen waren. Dabei war die innere Grabenmauer so weit hochgezogen, dass sie zu einer zweiten Befestigungsmauer wurde. Sowohl die Stadt wie die innere Grabenmauer waren mit im Grundriss halbrunden Türmen verstärkt. (Rekonstruktion: Archäologischer Dienst des Kantons Bern, 2007)

Der Christoffelturm samt Zwingeranlage kurz vor seiner Zerstörung im Jahr 1865. Die in der Christoffelunterführung sichtbaren Reste des Turmes und der Stadtmauern sind saniert und werden neu präsentiert. Ein Info-Flyer ist in Arbeit. (Foto: Burgerbibliothek Bern)





Archäologie in einer Grossbaustelle: Die Freilegung und Dokumentation der Reste eines Grabenturms in der Christoffelgasse zwischen Leitungen und Baggern. (Foto: Archäologischer Dienst des Kantons Bern, 2007)

Die Kosten dieses Projektes tragen der Bund, der Kanton, der Lotteriefonds und die Stadt Bern.

Die Ausgrabungen im Zusammenhang mit den Sanierungen des Bahnhofplatzes

Der Archäologische Dienst war aber auch an anderer Stelle der Bahnhofplatzsanierung präsent. Der Einsatz der Archäologen war lange im Voraus geplant gewesen. Dies ist beim Verdacht auf archäologische Substanz gesetzlich verankerter und üblicher Bestandteil des Bewilligungsverfahrens. Dabei wird die Zeit für die anfallenden Grabungen im Voraus in den Bau- und Projektablauf eingeplant und mit der Bauleitung abgestimmt. Es gab denn auch im Zusammenhang mit der Sanierung des Bahnhofplatzes eine Reihe von interessanten archäologischen Erkenntnissen. So fanden sich sowohl in der Christoffelgasse als auch zwischen dem Heiliggeistspital und dem Bahnhof Reste der Befestigung der dritten Stadterweiterung, der so genannten «Äusseren» oder «Heilig-Geist-Neuenstadt». Die ab 1344 errichtete, imposante, mehrteilige Befestigungsanlage bestand aus der Stadtmauer und einem vorgelagerten Graben, dessen Böschungen mit Mauern versehen waren. Dabei war die innere Grabenmauer so weit hoch-

gezogen, dass sie zu einer zweiten Befestigungsmauer wurde. Sowohl die Stadt- wie die innere Grabenmauer waren mit im Grundriss halbrunden Türmen verstärkt. Die Grabungen brachten die Reste der Stadtmauer und des gemauerten Grabens ans Tageslicht. Ferner fanden sich der Sockel eines Grabenturms sowie der Keller des so genannten «Dittlingerturmes».

Anderswo kamen Reste der barocken Schanzen zum Vorschein, die 1621–1642 unter dem Eindruck des in Europa wütenden Dreissigjährigen Krieges errichtet worden waren. So fanden sich am Bubenbergplatz die Fundamentmauern des Murtentores und am Hirschengraben wurden die Mauern des barocken Verteidigungsgrabens freigelegt. Eine Überraschung bot der Bereich um die Heiliggeistkirche herum. Trotz der intensiven Bautätigkeiten des 20. Jahrhunderts, Leitungsgräben, Tramtrassees, Trottoir- und Fahrbahnbauten, fand sich noch archäologische Substanz im Boden: Reste von mindestens zwei mittelalterlichen Vorgängerbauten der Kirche, die in ihrer heutigen Form 1730 erbaut wurde und noch rund 20 Skelette des mittelalterlichen Friedhofes. Um 1220 entstand auf dem Areal ein Spital mit Kapelle, das damals vor den Toren der Stadt lag, die seinerzeit noch beim Zytgloggeturm endete. Zu der Anlage gehörte auch ein Gottesacker.

Die Sanierungsarbeiten erstreckten sich ostwärts bis an den Käfigturm, auch dort waren die Archäologen präsent. In diesem Bereich hatte sich einst ebenfalls eine Stadtbefestigung befunden. Dort endete nämlich die erste Erweiterung der Stadt Bern um 1255, das Quartier zwischen Zytglogge und Käfigturm, das «Innere» oder «Savoyer Neuenstadt» genannt wurde. Die Archäologen fanden dort nicht nur die Mauern des Verteidigungsgrabens, sondern auch diejenigen des ersten Bärengrabens, der sich bis 1763 an dieser Stelle befunden hatte – deswegen noch heute der Name «Bärenplatz»!

Der Dittlingerturm

Unerwartet gut erhalten kamen nun die Fundamente eines der Befestigungstürme zum Vor-

schein: der Dittlingerturm. Sein Standort war dank Stadtplänen des mittleren 18. Jahrhunderts einigermaßen bekannt gewesen, aufgrund der Störungen des 19. und 20. Jahrhunderts hatte man aber mit keinen erhaltenen Relikten mehr gerechnet, da diese Türme im Normalfall nicht stark fundiert waren. Die Reste hatten sich denn auch nur erhalten, weil dieser Turm – als einer der wenigen – unterkellert gewesen war.

Es handelt sich um einen von zwei Mauertürmen, die sich zwischen dem Christoffeltor und dem Golattenmatttor erhoben. Er entstand 1344 als Rundturm, wurde aber 1456/57 neu errichtet, wobei man den alten Keller übernahm. Im aufgehenden Bestand war er gemäss den Bildquellen ein im Grundriss halbrunder, viergeschossiger Turm mit einem Zinnenkranz, dessen Rückseite gerade geschlossen war. Benannt wurde er nach dem Venner Ludwig Dittlinger. Mindestens seit dem 16. Jahrhundert diente der Turm als Gefängnis für politische Sträflinge.

Wurde der Turm 1803 Kantonsbesitz und von diesem als Gefängnis für 14–16 Gefangene eingerichtet, so entschloss man sich 1824, ein modernes Zuchthaus an der Stelle der heutigen Bollwerkpost zu errichten. Diesem hatte nicht nur der Dittlingerturm, sondern der gesamte Nordteil der Stadtbefestigung zu weichen.

Trotz intensiver Verhandlungen erwies es sich als nicht möglich und sinnvoll, das Turmfundament zu präsentieren. Ausserdem musste eine Starkstromleitung durch das Relikt gezogen werden, was auf zwei Seiten eine über einen Meter breite Schlitzung des Mauerwerks bedingte, die mit Diamantfräsen vorgenommen wurde. Das Fundament wurde anschliessend abgedeckt und wieder zugeschüttet.

Dr. Armand Baeriswyl

Leiter der Stadt-, Burgen- und Kirchenarchäologie, Archäologischer Dienst des Kantons Bern

Schoggitaler 2008

Pro Natura und der Schweizer Heimatschutz widmen den Schoggitaler 2008 dem Thema Biodiversität. Unter dem Motto «Biodiversität – jede Art hängt von anderen ab» kommt der Erlös des diesjährigen Talerverkaufs hauptsächlich Projekten zur Stärkung der biologischen Vielfalt in der Schweiz zugute.

Im Projekt «Allegra Geissenpeter» werden rund 50 Hektaren artenreiche Trockenwiesen im Wallis, Tessin und in Graubünden vor dem Verschwinden gerettet. Diese farbenprächtigen Wiesen mit einer Vielzahl an Schmetterlingen und Orchideen sind dank einer angepassten landwirtschaftlichen Nutzung entstanden. Da jedoch in den letzten Jahrzehnten viele schlecht zugängliche Weiden aufgegeben wurden, wachsen sie zunehmend zu. Mit einer gezielten Beweidung durch Stiefelgeissen will Pro Natura in Zusammenarbeit mit motivierten Bauern die hohe Biodiversität dieser Gebiete erhalten.

Mit zwei weiteren Projekten in Luzein (Prättigau, GR) und Stalden (Vispताल, VS) fördert Pro Natura Libellenarten, die auf alpine Moorgebiete angewiesen sind: von der Arktischen Smaragdlibelle bis zur vom Aussterben bedrohten Glänzenden Binsenjungfer. Mit der Einzäunung bestimmter Moorgewässer wird verhindert, dass diese durch Beweidung geschädigt werden. Zudem werden Massnahmen gegen die Entwässerung und Verlandung der Moore getroffen.

Dieser Ausgabe von «Heimat heute» liegt eine Bestellkarte für Schoggitaler bei. Bestellungen per Telefon (044 262 30 86) oder E-mail (info@schoggitaler.ch) werden vom Talerbüro in Zürich ebenfalls sehr gerne entgegen genommen.



Biodiversität umfasst nicht nur die Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten (Artenvielfalt), sondern auch die Vielfalt an Lebensräumen und die genetische Vielfalt innerhalb einzelner Arten. Die Schoggitaler-Aktion 2008 unter dem Motto «Biodiversität – jede Art hängt von anderen ab» unterstreicht, dass Tier- und Pflanzenarten nicht isoliert leben, sondern aufeinander angewiesen sind. Der Einsatz für einzelne gefährdete Arten nützt schliesslich allen.

Mehr Raum für Berns Geschichte – Das Historische Museum erhält einen Erweiterungsbau

Südwestansicht des Erweiterungsbaus und der Treppenanlage



¹ Anne-Marie Biland: Bernisches Historisches Museum. Architekturführer, Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 1944, S. 33.

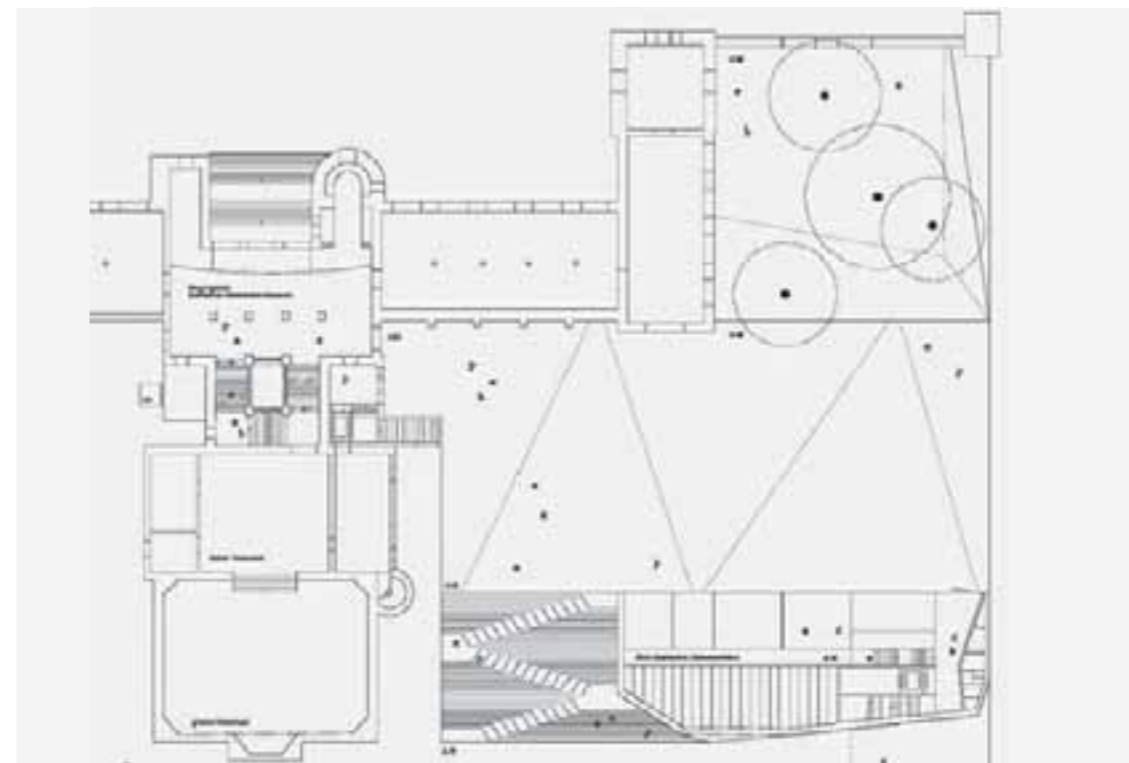
² Ebenda, S. 20–21.

Nach gut zwei Jahren Bauzeit wird am 4. Dezember 2008 der Erweiterungsbau des Historischen Museums Bern eingeweiht. Die Eröffnungsausstellung wird sich im neuen, rund 1000 Quadratmeter grossen Wechselausstellungssaal präsentieren und dem Berner Universalgelehrten Albrecht von Haller gewidmet sein. Der Neubau «Kubus/Titan» des Bieler Architekturbüros :mlzd soll auf längere Sicht die Platzprobleme lösen, mit denen das Museum bereits seit seiner Eröffnung 1894 zu kämpfen hat.

Eine gemeinsame Lösung für Museum und Stadtarchiv

Der historistische, ursprünglich als Landesmuseum geplante Bau von André-Louis Lambert (1851–1929) erhebt sich schlossartig auf einer künstlichen Aufschüttung von 4,5 Metern. An prominenter Lage in der Achse der Kirchenfeldbrücke bildet er den Auftakt der «Museumsinsel», die sich im 20. Jahrhundert zwischen Museum und Gymnasium Kirchenfeld entwickelt hatte. Der asymmetrische Grundriss und die malerische und doch repräsentative Fassadengestaltung spielten bei der Planung des ursprünglichen Baus eine wichtige Rolle. Bei

Baubeginn war jedoch abgesehen von den Hauptausstellungssälen weder die Zuordnung der Räume noch ihre Funktion im Detail geklärt. Es stand noch nicht fest, wo die im Wettbewerbsprogramm 1889 geforderten Verwaltungs- und Arbeitsräume untergebracht werden sollten.¹ Der Sammlungszuwachs führte schon früh zu Raumproblemen. Die Schenkung der orientalischen Sammlung von Henri Moser-Charlottenfels ermöglichte 1918–1922 eine erste Erweiterung des Museums. Der so genannte Moser-Bau schliesst im Süden an das Treppenhaus an und stellt in seiner historisierenden Gestaltung eine Annäherung an das Hauptgebäude dar.² Der Raumnot konnte damit nur vorübergehend entgegengewirkt werden. Verschiedene Erweiterungsprojekte wurden nie realisiert, etwa das Grossprojekt «Kulturgüterzentrum Kirchenfeld» aus den 1980er-Jahren. Es hätte die Bedürfnisse nach zusätzlichen Ausstellungsflächen, Arbeits- und Lageräumen decken können, scheiterte aber an den enormen Kosten. Bauliche Änderungen, Auslagerungen von Sammlungsbeständen wie das Schützenmuseum, Aussendepots und rückseitig des Museums errichtete Baracken schufen provisorische



Grundriss auf der Ebene der neuen Platzanlage

Lösungen. Eine fachgerechte Lagerung der Gegenstände ist heute jedoch nicht mehr möglich. Um konkurrenzfähig zu bleiben, wünscht sich das Museum insbesondere auch einen grossen Saal, der ausschliesslich für Wechselausstellungen genutzt werden kann.

Mit ähnlichen Problemen hat auch das Stadtarchiv Bern zu kämpfen. An seinem Standort im Erlacherhof lagern die Archivgüter in Dachräumen, im Untergeschoss und in der angrenzenden Hofüberbauung in behelfsmässigen Schutzräumen. Im Brandfall wären die Archivalien durch eindringendes Löschwasser gefährdet. Seit 1998 müssen aufgrund der ständig wachsenden Bestände mehrere Aussendepots zugemietet werden. Neue Erweiterungen an Ort sind nicht möglich und ein Neubau allein für das Archiv kommt aus finanziellen Gründen nicht in Frage. Wie das Historische Museum verfügt auch das Stadtarchiv über keine Räume, die den qualitativen Anforderungen des Kulturgüterschutzes entsprechen. Eine Zusammenarbeit der beiden Institutionen lag daher auf der Hand.³

Der Erweiterungsbau «Kubus/Titan»

Mit dem Direktionswechsel am Historischen Museum 1996 wurde die Forderung nach zusätzlichen Räumen wieder aktuell. Im Jahre 2001 ermöglichte ein Geschenk der Abegg-Stiftung von zwei Millionen Franken einen international durchgeführten Architekturwettbewerb. In einem selektiven Verfahren wurden 15 Architekten zum Projektwettbewerb eingeladen. Dieser sah ein Gebäude an der



Längsschnitt



Querschnitt

³ Informationen aus einem Gespräch mit Emil Erne, Stadtarchivar, 13.06.2008.

Holzmodell des Historischen Museums und des Erweiterungsbaus, Nordostansicht



Ostseite des Museums vor, dessen Herzstück ein moderner, stützenloser Wechselausstellungssaal ohne Tageslicht bilden sollte. In weiteren Geschossen waren Büros, Werkstätten, Depot- und Archivräume für das Museum und das Stadtarchiv unterzubringen. Gefordert war zudem ein Gebäude, das sich optimal in die städtebauliche Situation integriert, zur langfristigen Entwicklung der Museumsinsel beiträgt und einen kostengünstigen Betrieb garantiert.

Das Projekt des Architekturbüros :mlzd wusste die Jury durch seine städtebaulichen und funktionellen Qualitäten zu überzeugen. Durch die ungewöhnliche Anordnung des Wechselausstellungssaals wird der Aussenraum an der Rückseite des Museums aufgewertet. Der Neubau fügt sich in das durch Ost- und Südflügel aufgespannte Rechteck ein und erstreckt sich bis zur Helvetiastrasse. Der Ausstellungssaal bildet einen halb im Erdboden versenkten Baukörper, der direkt an den östlichen Seitenflügel des Museums anschliesst. Bei der Anbindung an den Altbau traten technische Schwierigkeiten auf, die eine Verzögerung der Eröffnung des Gebäudes um zwei Monate zur Folge haben. Die Nutzung des 21 x 43 x 6 Meter grossen Ausstellungssaals erfolgt über die Eingangshalle des Hauptgebäudes. Durch eine befensterte Treppenanlage wird der Übergang vom Alt- in den unterirdisch gelegenen Neubau erlebbar. Unterhalb des Saals befinden sich auf zwei Stockwerken die neuen Depoträume nach den Richtlinien des Kulturgüterschutzes und die haustechnischen Zentralen. Bei zusätzlichem Raumbedarf können die Depotgeschosse südlich erweitert werden. Die Dachfläche des Saals weist das gleiche Niveau wie die Eingangshalle auf und stellt eine Erweiterung des So-

Schrägansicht der Glasfassade des Erweiterungsbaus aus Nordosten

ckelgeschosses des Museums dar. Sie ist begehbar und wird über einen Zugang im Norden und eine grosszügige Treppenanlage im Süden erreicht. Das Dach dient als Verbindungselement zwischen der vorderen Parkanlage und dem rückwärtigen Raum. Der für das Museum wichtige und für verschiedene Anlässe wie das Mittelalterfestival intensiv genutzte Aussenraum wird ausgebaut.

Im Südosten erhebt sich im Anschluss an den Ausstellungssaal ein 19 Meter hoher, skulpturaler Baukörper, der das Stadtarchiv und die Verwaltungsräume des Museums enthält. Er ist unabhängig vom Museumsbetrieb über die Helvetiastrasse zugänglich. Dem Stadtarchiv wurden insgesamt vier Stockwerke zugewiesen. Auf zwei Geschossen befinden sich unterirdisch die Depoträume. In einem Zwischengeschoss wurden Werkstatträume eingerichtet und auf dem Niveau der neuen Platzanlage befinden sich die Büros, die Bibliothek und der Lesesaal. Der öffentliche Lesesaal wird von Stadtarchiv und Museum gemeinsam genutzt.

Ursprünglich bestand der Wunsch, die Büroräumlichkeiten der beiden Institutionen auf einem Stockwerk zu vereinen, um Synergien besser nutzen zu können. Das Siegerprojekt setzt dieses Konzept als einziges nicht um. Büros, Archiv und Bibliothek des Museums befinden sich oberhalb des Stadtarchivs auf weiteren drei Etagen, die über eine Kaskadentreppe erschlossen werden. Wie sich die gemeinsame Nutzung des Lesesaals und die Führung zweier Bibliotheken optimal organisieren lassen, wird sich wohl erst nach dem Bezug des Bürogebäudes im Frühjahr 2009 zeigen.



Gestalterische Bezüge zum alten Museumsbau

Die gestalterische Konzeption des Erweiterungsbaus stellt vielfältige Bezüge zum historischen Baubestand her. Das schlossartige Museum wird modern interpretiert, indem mit den verschiedenen Niveaus und Gestaltungselementen gespielt wird.

Das Hochvolumen wurde im Massstab der bestehenden Seitenflügel geplant und bildet somit innerhalb des unregelmässigen Grundrisses eine Art zusätzlichen Flügel. Durch seine Stellung mit der Schmalseite zur Helvetiastrasse übernimmt der Neubau die Typologie der übrigen Gebäude der Museumsinsel.

Der Baukörper vermittelt einen monolithischen Charakter. Die Fassade besteht aus eingefärbtem Beton, der die Farbe von Sandstein imitiert. Die Oberflächenbehandlung stellt eine abstrakte Neuinterpretation des verspielten Umgangs mit bossiertem Quadermauerwerk beim Museumbau dar. In ironischer Umkehr wird die Fassade von unregelmässigen, rechteckigen Vertiefungen überzogen, die vereinzelt als Fensteröffnungen ausgebildet werden. Sie erinnert damit nicht nur an die Fassadengestaltung des Altbaus, sondern auch an die Pixelästhetik der modernen Gesellschaft.

Der schlossartige Charakter des Museums wird beim Neubau durch die Geschlossenheit der Fassade ins Burgen-, beinahe Bunkerhafte gesteigert. Das strenge und wehrhafte Aussehen wird allerdings durch die schrägen Wandflächen und die verspielte Fassadenstruktur gebrochen. Nicht zuletzt führt auch die nordseitige Glasfassade dazu, den Bau gegenüber dem Altbau zu öffnen. Sie wirkt wie ein Schnitt durch den Monolithen. Ihre



glänzende Oberfläche erhält durch einen Siebdruck eine strichcode-ähnliche Struktur. In ihr spiegelt sich das alte Museum. Die erhöhte Fläche der Platzanlage stellt eine Erweiterung des Sockels des Museums dar. Sie vermittelt dabei zwischen Alt und Neu und lässt die beiden Bauten in einen spannungsvollen Dialog treten.⁴

Erweiterungsbauten sind im Trend

Dass Museen, beziehungsweise Museumsbauten, wesentlich zur touristischen Attraktivität eines Ortes beitragen, ist bekannt. Moderne Museumsbauten sind daher seit Jahren weltweit im Trend. Neben zahlreichen Neubauten wie dem Zentrum Paul Klee hegen in der Schweiz mehrere grosse bestehende Museen Erweiterungspläne. Neue Sicherheitsanforderungen, das Anwachsen der Sammlungen und die allgemeine Konkurrenzfähigkeit führten in den letzten Jahren zu meist heftig umstrittenen Projekten. Im Gegensatz zu den Vorhaben etwa des Berner Kunstmuseums oder des Schweizerischen Landesmuseums erregte der Erweiterungsbau des Historischen Museums kaum Opposition. Die Architekten setzten sich intensiv mit dem städtebaulichen Kontext auseinander und entwarfen einen Bau, der sich gut in das Bbaumuster der Museumsinsel einfügt. Die historische Bausubstanz des Museums wird spielerisch aufgenommen und gleichzeitig kontrastiert. Die Hauptansichtsseite des Museums wird nicht beeinträchtigt, das uneinheitliche, historisch gewachsene Strassenbild der Helvetiastrasse dagegen um einen Bau des 21. Jahrhunderts bereichert. Ob sich das Gebäude bewährt, wird sich in den nächsten Jahren zeigen. Es ist zu hoffen, dass damit ein Neubau gelungen ist, der sich ähnlich respektvoll in eine bestehende Situation einzufügen vermag wie beispielsweise der 2007 eröffnete Erweiterungsbau des Museums Rietberg in Zürich.

Regula Crottet
Architekturhistorikerin

⁴ Informationen zum Erweiterungsbau aus einem Gespräch mit Claude Marbach, :mlzd-Architekt, 13.05.2008, und einem schriftlichen Projektbeschrieb, zur Verfügung gestellt von Claude Marbach.

Zwischenpodest zum Wechselausstellungssaal



Schrägansicht der Glasfassade des Erweiterungsbaus aus Nordwesten

Zur Erfindung eines Typus: der Länggasskindergarten



Der Länggasskindergarten
2007 (Foto: Dieter Schnell)

Wettbewerbsbeitrag
von Fr. Sommer
(aus: Der schweizerische
Kindergarten, 1926)

Im Zuge der Vorbereitungen für den Europäischen Tag des Denkmals 2007, der unter dem Thema «Holz» stand, hat die Regionalgruppe Bern des Berner Heimatschutzes den Kindergarten in der Länggasse vorgestellt. Ausgangspunkt war eine zufällig gefundene Fotografie im Stadtarchiv, unter der sich der Hinweis «Neufeldkindergarten, versetzt von der SAFFA, 1930» fand. Recherchen im Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung (Gosteli-Stiftung), im Stadtarchiv Bern sowie im Archiv des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH-Zürich (gta-Archiv) haben folgende Zusammenhänge freigelegt:

Die Kindergartenbewegung geht ins 19. Jahrhundert zurück und hat durch verschiedene Reformpädagoginnen und -pädagogen vor dem Ersten Weltkrieg massgebliche Impulse erhalten, die bis heute nachwirken.¹ In den 1920-Jahren gab es in den grösseren Schweizer Städten zwar bereits mehrere Kindergärten, eigens zu diesem Zweck erbaute Gebäude aber noch kein Einziges. Nicht zuletzt aus Geldmangel mussten sich die Kindergärten in bestehende Gebäude einmieten und dabei zahlreiche Kompromisse eingehen. Der Schweizerische Kindergartenverein – eine der ältesten Frauenorganisationen in der Schweiz – war fest

entschlossen, anlässlich der ersten SAFFA², die auf den Sommer 1928 terminiert worden war, nicht nur ihre Ideen und ihr Wirken einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen, sondern auch in einem eigens zu diesem Zweck erstellten Gebäude eine ideale Kindertagesstätte zu realisieren und darin während der Ausstellung die Kinder der Besucherinnen zu betreuen. Um zunächst die räumlichen und materiellen Anforderungen an ein ideales Kindertagesgebäude abzuklären, schrieb die Zeitschrift «Der schweizerische Kindergarten» 1925 unter ihren Abonentinnen einen Wettbewerb aus. Von den neun eingegangenen Arbeiten wurden die vier umfassendsten mit einem Preis bedacht. Das Spektrum der Arbeiten war erstaunlich breit: So hält beispielsweise der «Kindergarten zur Sonne-



bluem» von Fräulein Sommer ein vollständiges Haus mit zwei Klassenräumen und einer Wohnung für die Erzieherin in Zeichnungen fest, wobei sich die Entwerferin deutlich an den Reformstil der Vorkriegszeit anlehnte. Andere dagegen haben die Anforderungen an ein ideales Gebäude in Worte gefasst. Ihre Ideen reichen von Vorschlägen für die Einrichtung und Möblierung der Garderobe, des Arbeitszimmers, des Spielzimmers oder der gedeckten Vorhalle bis zur Ausrüstung des Gartens mit Sandkasten, Weiher und Obstbäumen. Ein Jurymitglied liess die eingegangenen Vorschläge durch den Architekten Freymuth begutachten, worauf dieser die Summe der Ideen in ein kleines

Projekt umzeichnete. Sein einstöckiges Haus von 15 auf 11 Metern kennt nebst den beiden Toiletten vier Räume: eine gedeckte, aber zum Garten hin offene «Halle», einen Vorraum mit Garderobe, ein Arbeitszimmer und den Spielsaal. Unter dem hohen Walmdach findet sich viel Stauraum für Spielsachen und Gartengerät. Die Zeichnungen machen – abgesehen vom Ziegeldach – keine Angaben über die zu verwendenden Baumaterialien. Im März 1927 besprach der Zentralvorstand des Verbandes der Kindergärtnerinnen der Schweiz zwei Varianten für das SAFFA-Kindertagesgebäude.³ Der Architekt Arnold Itten (1900–1953) aus Thun hatte zwei Varianten, einen Holzbau und einen Steinbau, vorgeschlagen. Da der Verband die Kosten selber tragen musste und dazu eigentlich gar nicht in der Lage war, wollte man unbedingt den nachträglichen Verkauf noch vor der Ausstellung regeln. Die Entscheidung für eine der beiden Varianten scheint nicht leicht gefallen zu sein. Noch im Juli 1927 lesen wir in einem Protokoll: «Der in Aussicht genommene Chaletbau hat eben als fabrikmässiger Chaletbau gar nicht den Bedürfnissen entsprochen. Die Kommission musste sich für den Steinbau entschliessen, trotz den doppelt so hohen Erstellungskosten von 5'000.–.» Wann diese Entscheidung umgestossen und doch noch dem Holzbau der Zuschlag erteilt worden ist, geht aus den Quellen nicht hervor. Es muss vor dem Januar 1928 gewesen sein, denn in diesem Monat zeichnete Itten das in Holz vorgesehene Ausführungsprojekt.

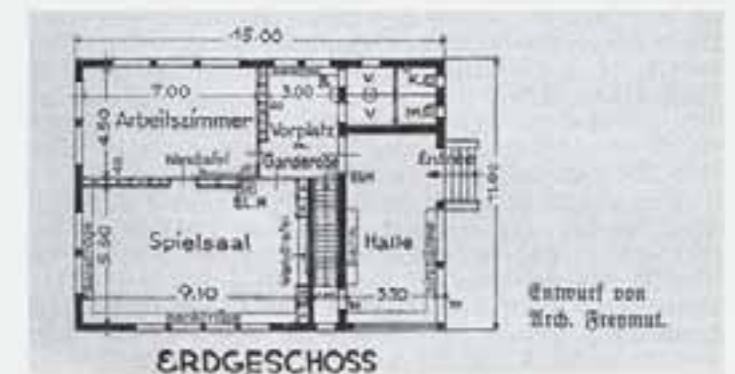
Leider hat sich im Nachlass des Architekten nur das hölzerne Vorprojekt in einer Planzeichnung erhalten.⁴ Es zeigt einen quereckigen Bau unter einem Vollwalmdach, dessen First etwa um Stockwerkshöhe über den Traufen liegt. Die drei Meter tiefe, flach gedeckte Terrasse vor der Längsfront erscheint als eine sehr einfach konstruierte Hinzufügung. Aus heutiger Sicht erstaunt es, dass bereits dieses Vorprojekt den Vorwurf des «Fabrikmässigen» auf sich gezogen hat. Noch erstaunlicher ist aber die Tatsache, dass die Veränderungen, die der Vorentwurf im Ausführungsprojekt erfahren hat, diesen Charakter noch verstärken.

Auffälligste Änderung ist die deutliche Reduktion der Dachneigung und des Dachvorsprungs, verbunden mit einem Materialwechsel von Ziegel zu Eternit. Aber auch die Glasflächen gegen den Garten haben einen anderen Ausdruck angenommen: Zum einen sind sie vergrössert, zum andern horizontal unterteilt worden. Schliesslich gibt es nur noch einen Ausgang auf die Terrasse im Zentrum der Fassade. Der Architekt scheint also auf die Kritik des «Fabrikmässigen» nicht nur nicht eingegangen zu sein, sondern vielmehr diesen Charakterzug noch hervorgehoben zu haben. Warum hat sich der Verband dennoch für den Holzbau entschieden? Im Nachlass des Architekten hat sich ein Plakat erhalten, worauf zu lesen ist: «Das Gebäude wird nach Schluss der Ausstellung verkauft. – Interessenten wenden sich an A. Itten

³ Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung, Gosteli Stiftung.

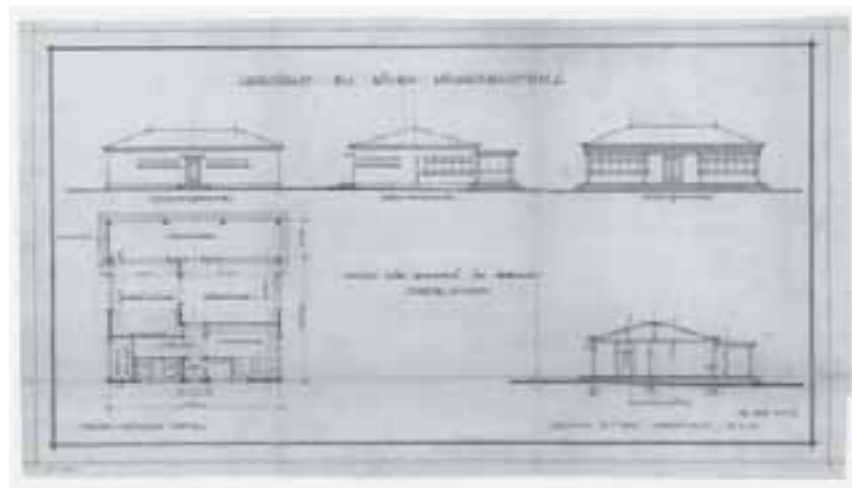
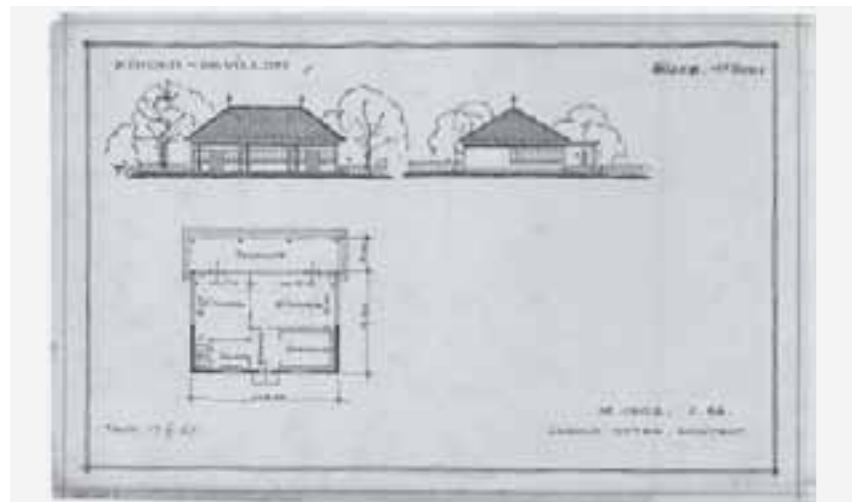
⁴ Der Nachlass von Arnold Itten befindet sich im gta-Archiv der ETHZ.

**Idealer Kindergarten,
Umzeichnung aller Wettbewerbsideen durch den
Architekten Freymuth
(aus: Der schweizerische
Kindergarten, 1926)**



¹ Judith Elste: Zur Geschichte des Kindergartens als Bauwerk des 19. Jahrhunderts, in: Thesis, Wissenschaftliche Zeitschrift der Bauhaus-Universität Weimar, 2/2003, S. 32–63.

² SAFFA: Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit. Die erste SAFFA fand 1928 in Bern, die zweite 1958 in Zürich statt.



Vorprojekt in Holz von
Arnold Itten, März 1927

Ausführungsprojekt von
Arnold Itten, Januar 1928

(Pläne: gta-Archiv)

Dipl. Arch. Thun.» Man hatte also vor Ausstellungsbeginn keinen Käufer für das Haus finden können, womit das Unternehmen die finanziellen Möglichkeiten des Verbandes weit überstieg. Dass auf dem Plakat der Architekt und nicht der Verband der Kindergärtnerinnen als Verkäufer auftritt, lässt vermuten, dieser sei am Ende nicht nur als Auftragnehmer, sondern auch als Unternehmer aufgetreten und habe zumindest einen Teil des finanziellen Risikos auf sich genommen. Sein Interesse könnte dabei gewesen sein, sich vor einem gesamtschweizerischen Publikum als «Kindergartenspezialist» profilieren zu können. Dabei scheint er sich bei dem Entwurf des nun «eigenen» Gebäudes nicht mehr an die geschmacklichen Vorlieben seiner Auftraggeberinnen gebunden gefühlt und den Bau durch das Tieferlegen der First und die scharf ge-

⁵ Verwaltungsakten der Stadt Bern, Stadtarchiv Bern.

zeichnete Horizontalgliederung der aktuellen frühmodernen Formensprache angenähert zu haben. Die These der finanziellen Beteiligung des Architekten wird durch die Tatsache gestützt, dass der Pavillon nach der Ausstellung und vor dem Kauf durch die Stadt Bern in Thun, dem Wohnort des Architekten, eingelagert gewesen war.⁵

Funktional berücksichtigt der Entwurf die von den Kindergärtnerinnen anlässlich des Wettbewerbs von 1925 vorgebrachten Ideen und Wünsche sehr genau. Der Grundriss ist weitgehend symmetrisch aufgebaut. Nach dem zentralen Haupteingang können sich die Kinder entweder nach rechts in die Garderobe oder nach links in einen Vorraum und zu den Toiletten begeben. In der Garderobe findet jedes Kind auf einer umlaufenden Sitzbank seinen Platz mit Haken sowie ein Schränkchen, das eigens von Itten entworfen und dabei der Körpergrösse der Kinder angepasst worden ist. Im Nachlass finden sich sehr detailliert gezeichnete und von Itten signierte Pläne aller Einbaumöbel. Die direkte Achse vom Eingang führt in den grösseren der beiden Räume, das Spielzimmer. Rechts davon liegt das Arbeitszimmer und auch dieses stellt jedem Kind ein eigenes Schränkchen für seine Privatsachen zur Verfügung. Immer noch in der Zentralachse kann das Kind am Ende des Spielzimmers durch eine verglaste Tür die gedeckte Terrasse und über eine Freitreppe den Garten betreten.

Bei der Wiederaufstellung sind gewisse Verbesserungen vorgenommen worden: Der Sockel ist massiv betoniert, eine Kohlenheizung eingebaut, das Regenwasser in Dachrinnen gesammelt und vermutlich auch die Farbe des Aussenanstrichs verändert worden. Obwohl sich vom Ausstellungsgebäude nur Schwarzweissfotos erhalten haben, wissen wir aus zeitgenössischen Berichten, dass dieses hell sandfarben gestrichen war. Es ist zu vermuten, dass der heutige Rotanstrich auf den Wiederaufbau zurückgeht.

In den achtziger Jahren hat man den Spielraum gegen die Terrasse hin wenig feinfühlig erweitert, sodass diese verkleinert und ihre Symmetrie gebrochen worden ist. Damals scheint auch das an-

geschobene Dach der Terrasse renovationsbedürftig gewesen zu sein, sodass man das Hauptdach weiter bis über die Terrasse gezogen hat, was leider die ursprüngliche Trennung in Hauptbau und Terrasse verwischt hat.

Die «Ironie der Geschichte» will, dass der von den Kindergärtnerinnen ursprünglich abgelehnte Holzpavillon Jahre später zum Vorbild zahlloser Kindergärten geworden ist: Während des Zweiten Weltkrieges und in den darauffolgenden Jahren sind in Bern und anderswo viele Kindergärten erstellt worden. Meist wählten die Architekten den Typus des kleinen, eingeschossigen Holzpavillons, der in einem grosszügig bemessenen, von den grossen Durchgangsstrassen abgeschiedenen Grünraum aufgestellt wurde. Dabei bemühte man sich, das Sonnenlicht durch eine grossflächige Fensterfront in den Hauptraum fliessen zu lassen und mit einem gedeckten Aussenraum einen engen Bezug zum Garten herzustellen. Dieser Kindergartentypus findet sich überall in der Schweiz in zahlreichen Varianten und wird bis heute von vielen Architekten zum Vorbild genommen. Ob all diese Holzpavillon-Kindergärten mehr oder weniger nahe stehende Abkömmlinge des Länggasskindergartens sind, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Tatsache ist, dass der SAFFA-Kindergarten der erste seiner Art war und als Ausstellungspavillon schweizweit als vorbildliche Lösung präsentiert und von den Tageszeitungen als solche beschrieben worden ist.⁶

Dr. Dieter Schnell

Architekturhistoriker, Dozent an der Berner Fachhochschule für Architektur, Holz und Bau, Burgdorf



Der Kindergarten an der SAFFA (Foto: gta-Archiv)



Der Länggasskindergarten von Westen nach seiner Wiederaufstellung



Der Länggasskindergarten von Süden nach seiner Wiederaufstellung



Spielzimmer des Länggasskindergartens nach der Wiederaufstellung



Arbeitszimmer des Länggasskindergartens nach der Wiederaufstellung

(Fotos: Stadtarchiv Bern)

⁶ Der Kindergarten, in: Der Bund, 13.09.1928.

Berner Gaswerk-Spuren

Erhaltenswert oder nicht?
Die beiden markanten, mittlerweile entfernten Gasspeicherkugeln aus dem Jahre 1967 in der Berner Lindenau.



In der Berner Lindenau verschwanden unlängst zwei kugelförmige Gasspeicherbehälter, deren Umnutzung für kulturelle Zwecke diskutiert wurde, von der Bildfläche. Die beiden markanten, im Endzustand von zahlreichen hochgewachsenen Bäumen umgebenen Objekte, welche das Bild der flussnahen Auen zwischen Aareufer und Sandrainstrasse massgeblich mitprägten, wurden durch den Bau eines unterirdischen Rohrnetzwerkes im Gebiet des Bremgartenwalds für die Gasversorgung der Bundesstadt entbehrlich. Als späte Relikte einer grossflächigen Kohlegasproduktionsanlage, die zugunsten Ferngas-Bezugs aufgegeben wurde, wären sie allerdings nicht die einzigen Überbleibsel des besagten Betriebs gewesen, die neue Verwendung gefunden hätten. Von den weitherum sichtbaren Gasometern, die sie seinerzeit ersetzten, blieben vielmehr zwei halbkugelförmige Kellerkessel als Jugendzentrum für allerlei Veranstaltungen erhalten. Darüber hinaus dient seit Ende 2007 im Winkel von Aarstrasse und Weihergasse im Marzili ein achteckiges Gebäude, das einst auf den Fundamenten eines frühen Gasspeichers errichtet wurde und eine Gedenktafel zu Ehren der Pioniere der helvetischen Gasproduktion trägt, als Wellness-Bad.

Dies, nachdem es ursprünglich eine Billardfabrik und danach die Spenglerabteilung der Lehrwerkstätten beherbergt hatte. Zudem steht zur Diskussion, das bekannte, bis vor kurzem seinen angestammten Zweck erfüllende, 1929 vom Architekten Walter von Gunten errichtete und nunmehr unter Denkmalschutz stehende Werkstattgebäude in der Lindenau für Ateliers zur Verfügung zu stellen. All dies gibt Anlass, die Geschichte des Berner Gaswerks etwas näher zu beleuchten.

Es war im Jahre 1843, als ein paar tatkräftige Männer im Marzili mit der Herstellung von Leucht- und Kochgas begannen. Diese Technik einzuführen erforderte damals einigen Wagemut, obwohl die Strassen von Paris bereits seit 1815 und jene Londons gar seit 1807 in Gaslicht erstrahlten. Denn immerhin handelte es sich um eine gesamtschweizerische Neuheit. Da hierzulande noch keine einzige Eisenbahn bestand, kam als Rohmaterial bloss einheimische Kohle in Frage. Solche wurde in Beatenberg und Boltigen abgebaut. Sie erreichte den ersten Gaswerk-Standort, der sich auf der Höhe der heutigen Dalmazibrücke befand, auf dem Wasserweg und wurde bei einer Anlegestelle, an die der Ländteweg erinnert, abgeladen.

Das Grundprinzip der Stadtgasfabrikation basierte von Beginn weg auf der so genannten Trockendestillation von Steinkohle. Der Rohstoff wurde dabei in luftdichten Kammern erhitzt. Mangels Sauerstoff konnte er nicht brennen. Bei genügend hohen, 1000 bis 1200 Grad erreichenden Temperaturen aber wurden seine flüchtigen Bestandteile als Rohgas ausgetrieben, während in der Retorte mehr oder weniger reiner Kohlenstoff als Koks zurückblieb. Das Rohgas wurde anschliessend weiter aufgetrennt. Dabei fielen als wichtigste Nebenprodukte Rohteer, Ammoniak, Schwefel und Benzolderivate an. Das nunmehr gereinigte Leucht- und Heizgas mit brennbaren Bestandteilen wie Wasserstoff, Kohlenmonoxyd, Methan und anderen Kohlewasserstoffen gelangte dann in die Gasometer, wo es durch das Gewicht der teleskopartigen, zylinderförmigen Behälterglocken genügend Druck zur Speisung des Rohrnetzes erhielt. Der Koks seinerseits wurde nach der Entgasung, die 18 bis 24 Stunden dauerte, glühend aus den Öfen gestossen, abgekühlt («gelöscht»), nach Körnung sortiert und danach, soweit er nicht zur Beheizung der Gasöfen gebraucht wurde, als hochwertiges Brennmaterial dem Verkauf zugeführt. Je länger je mehr fanden auch die restlichen Nebenprodukte Verwendung, beispielsweise in Chemie und Landwirtschaft.

Zu Beginn bestand die Fabrikationsanlage im Marzili bloss aus Retortenhaus, Schlot, Kohleschuppen, Gasbehältern, Werkstätten und einem Büro- und Wohnhaus, das erhalten blieb und heute der Wäscherei Papritz gehört. Verglichen mit dem späteren, 1967 aufgegebenen Lindenau-Werk, das im Endzustand über mehr als 20 Bauten verfügte und von vier Gasometern und vier Hochkaminen dominiert wurde, muss dies ein recht beschaulicher Zustand gewesen sein. Trotz verschiedener Anfangsschwierigkeiten aber entwickelte sich das Pionierunternehmen, welches 1860 von der Stadt übernommen wurde und heute Bestandteil von Energie Wasser Bern (EWB) ist, recht erfreulich. Sukzessiv verdrängten Gaslaternen die bisherigen, spärlich platzierten Öllichter der Strassen und nach einem ersten Versuch im Café du Théâtre wurde



Bedienung von Schrägreto-
tenöfen im alten Ofenhaus
(Foto: Stadtarchiv Bern)

die neue Beleuchtung auch in Privathäusern installiert. Dem Berner Beispiel folgten deshalb bald einmal weitere Städte: Genf 1844, Lausanne 1848, Basel 1852 und Zürich-Schlieren, wo der Heimatschutz unlängst einen originalen Gasometer vor dem Abbruch rettete, 1856. Mit dem Anschluss Berns ans helvetische Schienennetz konnte dann ab 1858 die einheimische Kohle durch besseres Rohmaterial ausländischer Provenienz ersetzt werden, wobei erstere 1917 bis 1919 wegen Importschwierigkeiten nochmals zu Ehren kam.

Marzili-Gaswerk im Jahre
1871. Auf den Fundamenten
des hintersten Gasometers
steht seit langem das Okto-
gon, derweil das weisse
Walmdachhaus im Vorder-
grund, ein Büro- und Wohn-
bau, heute der Wäscherei
Papritz gehört. (Holzschnitt
von Paul Boesch, aus:
100 Jahre Gaswerk Bern,
1843–1943)



Gedenktafel am Oktagon
an der Aarstrasse 96

(Fotos: R. Hürlimann)



Die imposanten Anlagen des einstigen Berner Kohle-gaswerks in der Lindenau. In der Bildmitte rechts ist zwischen Reinigeranlage und Kohlemagazin die erhalten gebliebene Werkstatt zu erkennen. Aufnahme vor dem Bau der Monbijoubrücke am Nordrand des Areals. (Ballonaufnahme: Stadtarchiv Bern)

Stetige Produktionszunahmen brachten es mit sich, dass die ersten Anlagen rascher als erwartet an Kapazitätsgrenzen stiessen. Ein grösserer Standort war vonnöten und fand sich in der Lindenau, wo 1876 eine gänzlich neue Gasfabrik den Betrieb aufnahm. Im Marzili verblieben fürs Erste die drei Gasometer. Diese wurden Ende des 19. Jahrhunderts ebenfalls ersetzt, so dass jetzt bloss noch die Gasstrasse und das eingangs erwähnte Oktogon ans erste Werk gemahnen. Mit der Verlegung aare-aufwärts ging eine bessere Erfassung der Nebenprodukte, von denen zunächst nur der Koks genutzt worden war, einher. Das anfallende Ammoniakwasser beispielsweise wurde fortan zu Dünger in Gestalt von Ammonsulfat verwertet und floss nicht mehr einfach in die Aare. Auch Teerprodukte liessen sich absetzen und zeitweise stellte das Gaswerk aus Koksabfällen gar Baumaterialien her. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde wegen neuerlicher Engpässe ein weiterer Umzug erwogen. Dieser hätte in die Industriezone Weyermannshaus geführt. Angesichts des Ausbaustandards der bestehenden Anlagen bevorzugte man aber schliesslich eine Erweiterung am bisherigen Standort. Mit zum Entscheid trug die Möglichkeit bei, in Wabern einen Anschluss an die eben eröffnete Gürbetal-

bahn zu verwirklichen. Ab 1908 erreichte die Kohle, welche zuvor vom Güterbahnhof her mit Pferdefuhrwerken angeliefert worden war, das Werk dann über ein 2,4 Kilometer langes, im Fabrikgelände mittels Weichen und Drehscheiben mannigfach aufgefächertes Industriegeleise. In der Lindenau entstanden darüber hinaus neue Werkstätten, neue Öfen, Kohlemagazine, Anlagen zur Koksauflbereitung und zur Feinreinigung des Rohgases und auch Wohlfahrtseinrichtungen für die hier beschäftigten Arbeiter. Als Kapazitätsreserve wurde ausserdem eine Anlage zur Herstellung von Gas durch Zersetzung von Wasserdampf in glühendem Koks installiert und fortan bei mangelndem Koksabsatz in Betrieb gehalten. Das solcherart bei Bedarf fabrizierte, als karburiertes Wassergas bezeichnete Produkt konnte durch Beladung mit Dämpfen hochsiedender Öle auf normale Heizkraft gebracht werden. Während des Ersten Weltkriegs kam es zu Rückschlägen und dem Einsatz von Holz und Torf als Kohleersatz. Sparmassnahmen, vor allem bei der öffentlichen Beleuchtung, waren unvermeidlich und führten dazu, dass elektrische Lichter die heimeligen Gaslaternen zu verdrängen begannen und diese bis 1926 völlig zum Verschwinden brachten. Überhaupt verlagerte sich der Gasabsatz im Laufe der Zeit vom Licht zur Wärme – mit dem Vorteil, dass jahreszeitliche Verbrauchsschwankungen entfielen, mit dem Nachteil starker Mittagsspitzen aber, um derentwillen man in verschiedenen Ausenbezirken selbsttätige Druckregulatoren zwecks konstant bleibenden Gasdrucks errichten musste. Neuerliche Umsatzsteigerungen führten zu Beginn der 1930er-Jahre zu einer nochmaligen Vergrösserung der Gasfabrik. Umbauten der Uhren- und Regleranlagen gingen diesmal mit der Neuerstellung der Wassergasanlage und der bis heute bestehenden Werkstatt einher. Dazu kam der Bau einer Kokshalle, die über eine Transporthängebahn verfügte, später unter anderem als Garageraum für Kehrichtwagen diente und erst vor kurzem von der Bildfläche verschwand. Verbessert wurde ausserdem die Ofenanlage unter Ersatz der ältesten Coze-Öfen durch einfacher zu bedienende und zugleich qualitäts- und ausbeutesteigernde Retorten



Gaswerk kurz nach dem 1876 erfolgten Umzug in die Lindenau. Im Hintergrund das Münster noch ohne seine charakteristische, um 1891 aufgesetzte Turmspitze. (Foto: Stadtarchiv Bern)



mit Vertikalkammern. Zu all den Neuinstallationen gesellten sich eine Gas-Feinreinigung zur Benzolgewinnung, Elektrofilter zur Teerreinigung und neue Dampfkessel. Am auffallendsten aber war fortan die Anlage zur Kühlung und Aufbereitung von Koks mit ihrem mächtigen Turmaufbau. Mit dem Ziel wirtschaftlicherer Gewinnung und Verteilung von Gas wurde zu Beginn der 1960er-Jahre erstmals eine Abkehr von der traditionellen Steinkohle-Entgasung erwogen. Geprüft wurden unter anderem Spaltvergasungsanlagen auf Mineral- und Leichtölbasis. In der Folge wurde aber den Stimmberechtigten 1963 der Beitritt zu einer noch zu gründenden, überregionalen Gasversorgung empfohlen. All diesen Plänen zum Trotz kam 1961 noch ein Dieselfahrzeug in Betrieb, das die seit 53 Jahren für die Kohletransporte im Dienst stehende Dampflok ablöste. Letztere verblieb immerhin als Reserve und kam unter anderem bei der Einweihung der neuen Gasabnahmestation und anlässlich eines Wabern-Dorffests im August 1968 wieder zu Ehren.

Das Berner Gaswerk im letzten Betriebsjahr der Eigenproduktion (1967) mit Kohlehalden, vier teleskopartigen Gasometern und Industriegeleisen samt Lokomotivschuppen in der Bildmitte.

Teilansicht des Berner Gaswerks (November 1967): im Vordergrund die Kokshallen, die bis 2006 erhalten blieben, dahinter der Koksauflbereitungsturm, die Kraftzentrale (mit Uhrturm) und die Gasreinigung.

Ofenhaus des einstigen Lindenau-Gaswerks mit Hochkaminen und Koksauflbereitungsturm.

(Fotos: R. Hürlimann)

Das Berner Gaswerk im letzten Betriebsjahr (1967): links aussen die Kokshalle, die später als Abstellraum diente und erst 2006 abgebrochen wurde, dahinter die Gasreinigung, die Druckregler- und Wassergasbauten sowie die vier markanten Gasometer. Im Vordergrund rechts das ehemalige Gasmeisterhaus und die einstige Direktorenvilla an der Sandrainstrasse, die beide erhalten blieben.



1967 schliesslich, drei Jahre nach der Gründung des Gasverbands Mittelland, ging ein bedeutendes Kapitel bernischer Industriegeschichte zu Ende. Nach Abschluss der zur Fernversorgung erforderlichen Vorarbeiten, die den Bau entsprechender Leitungen und jenen der zwei erwähnten, kugelförmigen Speicher mit einschlossen, konnte das Berner Netz am 6. Dezember erstmals von Basel

Ehemalige Gaswerk-Dampflok «Elisabeth» im Dienst des Vereins Dampfbahn Bern



Gaswerkareal in der Lindenau im Frühling 2008 mit Röhrenlager, denkmalgeschütztem Werkstattbau und Jugendzentrum Gaskessel.



(Fotos: R. Hürlimann)

aus gespiesen werden. Zur Lieferung kam zunächst entgiftetes, kohlenmonoxydfreies Stadtgas, bis 1972, ungeachtet der Notwendigkeit, mehrere Zehntausend Gasapparate umbauen oder austauschen zu müssen, das gesamte System auf holländisches Erdgas mit höherem Heizwert umgestellt wurde. Seither beschränken sich die Berner Aktivitäten weitgehend auf Einkauf und Verteilung von ebensolchem Erdgas. Dieses stammt auch jetzt noch mehrheitlich aus Westeuropa, das heisst aus Norwegen und dem EU-Raum. Geregelt ist seine Lieferung über Verträge mit zuverlässigen Partnern in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien. Gegenüber früher hat sich dabei der Gasabsatz, der gegen Ende der Kohlewerk-Zeiten rund 100 Millionen Kilowattstunden betrug, bis 1990 auf 800 Millionen Kilowattstunden stieg und 2007 mehr als 1'200'000 Megawattstunden erreichte, massiv vom Kochherd zur Heizung verlagert. Zunehmend erreicht das Netz dafür die Regionsgemeinden und vermehrt kommen in letzter Zeit Aktivitäten wie der Betrieb einer Biogasanlage bei der ARA Region Bern und jener von Erdgastankstellen, deren mehrere eigens den Gasbussen von Bernmobil dienen, dazu.

Doch nun nochmals zurück zur alten Gasfabrik! Mit dem Abbruch eines Grossteils der Bauten, der 1968 begann und gut zwei Jahre später mit der Demontage des Industriegeleises zum Abschluss kam, verschwanden zahlreiche Zeugen des gleichermaßen düster wie romantisch wirkenden Werks. Im Gegenzug erfolgte ungeachtet im Boden verbliebener Altlasten eine reizvolle Rückeroberung des Geländes durch die Natur. Und da Pläne für eine Sportplatzmeile vom Marzili bis zur Schönau unter Einschluss eines Hallenbads nie verwirklicht wurden und auch die Zeiten der legendären Alternativsiedlung Zaffaraya, welche 1985 bis 1987 bestand und nach langen Diskussionen betreffend Legitimität polizeilich geräumt wurde, der Vergangenheit angehören, präsentiert sich der aarenahe Bereich des einstigen Gaswerkareals nunmehr als weitläufiges, von Spazierwegen durchzogenes Naherholungsgebiet, in dem Spiel- und Picknickplätze ebenso ihren Platz haben wie ein künstlich angelegtes, von Amphibien bevölkertes Biotop. Der stadtnahe Teil, an dessen Rand gegen die Sandrainstrasse hin die frühere Direktorenvilla, das Gasmeisterhaus und ein paar Garagen erhalten blieben, dient allerdings noch stets als Röhrenlager. Zuweilen aber steht er für Veranstaltungen wie Strickler's Raubtierschau, Broadway-Variétés und Ähnliches zur Verfügung. Das daran anschliessende Trasse der einstigen Gasbahn, von deren Vorhandensein in der Nachbarschaft der Monbijoubrückenpfeiler vereinzelt Gleisreste zeugen, dient seinerseits seit langem als Fuss- und Veloweg. Und im Rahmen eines Kunstwegs namens «artpicnic» vom Gurten zum Eichholz wurde diesen Sommer mit Hilfe einer filigranen Seilkonstruktion gar dessen längst verschwundene Brücke über die Waberer Eichholzstrasse «wiederhergestellt». Nach wie vor existiert zudem die Werkdampflok. Eben 100-jährig geworden, verbringt «Elisabeth» ihre späten Tage beim Verein Dampfbahn Bern, wo sie auf sommerlichen Publikumsfahrten im Sensetal zuweilen die Erinnerung an Zeiten, da sie kohlebeladene Gaswerk-Wagen führte, aufleben lässt. Zu ihrem Namen soll sie übrigens 1953 bei der Übergabe an einen neuen Dampfmeister gekommen

sein – da just an jenem Tag die bekannte britische Königin gekrönt wurde. Erwähnung verdient schliesslich, dass es nach der Stilllegung des Lindenau-Werks während vieler Jahre einen Stamm ehemaliger Kohlegas-Arbeiter gab. Die «Cholere-Höckler», einst einer Belegschaft zugehörig, die 1967 rund 160 Personen umfasste, pflegten sich im mittlerweile verschwundenen Glurhaus-Restaurant Marzili und ab 1994 im «Unteren Jucker» zu treffen. Und dass Bern anlässlich des 150-jährigen Bestehens der Gasversorgung wieder ein paar der reizvollen, warmes Licht verbreitenden Kandelaber erhielt, und zwar auf der Kleinen Schanze gegenüber der Dreifaltigkeitskirche und auf der Münsterplattform. Womit sich der Kreis der Entwicklung von der Gaslaterne zum Erdgas getreu dem Titel eines 1993 erschienenen Buchs zum Thema aufs Schönste schloss...!

Rolf Hürlimann
Liebefeld

Wichtigste Quellen:

- B. Wullschleger: 100 Jahre Gaswerk Bern 1843–1943, 1943
- K. W. Egger: Von der Gaslaterne zum Erdgas, 1993
- Geschäftsbericht EWB, 2007



Hommage an die Gaslaterne-Zeit auf der Kleinen Schanze (seit 1993)

Lange Zeit vor dem legendären Zaffaraya gab es auf dem Gaswerkgelände schon einfache Holzhütten, wie diese Aufnahme aus dem Jahre 1971 vor den Kulissen von Gaskesseln und Werkstattgebäude zeigt...

(Fotos: R. Hürlimann)



Umnutzung und ein neues Gesicht für die ehemalige Landi Kirchlindach



Ehemalige Landi nach dem Umbau: das neue Gesicht an der Dorfstrasse.

Aufgrund des Konzentrationsprozesses in der Landwirtschaft drängte sich 2007 eine Umnutzung der ehemaligen Landi Kirchlindach auf. Diese ging mit einem Umbau einher, der als Beispiel für einen sehr speziellen und stimmigen Umgang mit dem Thema Denkmalpflege gesehen werden kann. Die oft angewandte Strategie des Nebeneinanders von authentisch renoviertem Altbau und kontrastierendem Neubau hätte hier versagt: zu wenig qualitativ der Altbau und zu massiv die Nutzungsänderung. Die Bauberatung des Berner Heimatschutzes wurde von der Gemeinde eingeladen, das Baugesuch fachlich zu beurteilen. Im Vordergrund stand die Frage der Veränderung des Erscheinungsbildes. Kirchlindach, das schmucke Bauerndorf wenige Kilometer nördlich von Bern, hat schon einige bauliche Neuerungen erfahren: die grosszügige Schulanlage aus den Boomjahren, ein Dorfzentrum inklusive Platz aus den frühen 1990er-Jahren und neueste Wohn- und Geschäftsbauten mit Pultdächern, welche frisch und gewöhnlich zugleich wirken.

In diesem Kontext stand die alte Landi aus den 1950er-Jahren mit geknicktem, ausladendem Walmdach und vielen Lagerräumen mit kleinen Fenstern. Der Konzentrationsprozess der Landi-Gruppe liess aber die vielen Lagerflächen überflüssig werden und das Verkaufsgeschäft benötigte eine neue Grundlage: Nebst dem Lebensmittelgeschäft der Volg sollten die lokale Metzgerei und die Bäckerei in das Gebäude einziehen und die Lagerräume der beiden Obergeschosse zu Wohnungen mit Galerien umgenutzt werden. Wohnungen in Lagerräumen mit kleinen Fenstern und fehlenden Balkonen einbauen? Wäre da nicht ein Abbruch sinnvoller?

Das Umbauprojekt der W2 Architekten aus Bern löste diese Aufgabe pragmatisch. Da die Tragstruktur inklusive Dachstuhl weitgehend weiterverwendet werden konnte, wurde auf einen Abbruch verzichtet. Hingegen erhielt die bestehende Fassade grössere Fenster und innerhalb der Fassade liegende Balkone mit fensterähnlichen Öffnungen, welche das Volumen nicht stören. Eine Herausfor-



Die Landi vor dem Umbau

Kirchlindach erhält mit der neuen, lukarnenbestandenen Fassade eine feingliedrige und grosszügige Ergänzung und: Obwohl der Bau wie ein Neubau wirkt, ist der Altbau minimal spürbar. Dadurch entsteht ein feines Spannungsverhältnis, welches den Reiz dieses Bauwerkes ausmacht – bei einem Neubau undenkbar!

Peter Raaflaub
Architekt ETH, Bauberater BHS

derung stellte die Befensterung des Dachgeschosses dar. Die Architekten entschieden sich für Pultdachlukarnen, welche in die neue Dachkante ohne Vordach eingesenkt sind. Die Dorfstrassenseite erhält mit der rhythmisierenden Lukarnenserie eine neue, ortsbildverträgliche Dachrandformulierung. Die rückseitigen Lukarnen sind überhoch und enthalten auch die Balkone der Dachwohnungen. Der eingezogene Zugang zum Volg wirkt neu, entspricht aber genau der alten Volumetrie. Auf den ersten Blick ist das alte Landi-Gebäude nicht mehr erkennbar, es könnte sich auch um einen Neubau mit eher traditionellem Dach handeln.

Ist nun eine solche Veränderung dieses Gebäudes und damit des Ortsbildes aus denkmalpflegerischer Sicht vertretbar, vorbildlich oder doch abzulehnen? Ein Blick in die Geschichte historischer Bauten zeigt unzählige Beispiele, wo bestehende Gebäude aufgrund von einschneidenden Nutzungsänderungen oder -erweiterungen mit unterschiedlichsten Strategien umgebaut oder ergänzt wurden. Der Fall Landi Kirchlindach, wo die innere Struktur inklusive Fassade bei einem komplett neuen Erscheinungsbild erhalten bleibt, ist in der Architekturgeschichte nicht aussergewöhnlich. Entscheidend ist der baukulturelle Wert des Altbaus im Verhältnis zum Gegenwart der neuen Gestaltung. Im Fall des Landi-Gebäudes geben insbesondere die sorgfältige und kontinuierliche Materialisierung der grosszügigen Befensterungen und Lukarnengestaltung mit demselben Metall der neuen Wohnnutzung und dem zeitgemässen Ladenkonzept ein angemessenes Gesicht auf hohem architektonischem Niveau.

Neue Rückfassade mit eingezogenem Balkon und Dachlukarne

(Fotos: W2 Architekten Bern)



Scheitern als Chance – eine wegweisende neue Wohnüberbauung in Kriechenwil



Historische Aufnahme der Gaststätte Traube (rechts) und des angrenzenden Bauernhofs in Kriechenwil. Der Gasthof wurde 1988 durch einen Brand vollständig zerstört.

Ein erstes Projekt zum Bau einer neuen Wohnsiedlung anstelle der 1988 abgebrannten Gaststätte Traube in Kriechenwil scheiterte an der bestehenden Überbauungsordnung. Dem Berner Heimatschutz bot sich in der Folge die einmalige Gelegenheit, bei einer Projektüberarbeitung von Anfang an mitwirken zu können.

Zweites Projekt für die Wohnsiedlung «Traubenhof». Es scheiterte an der Finanzierung.

Die Vorgeschichte

Das Dorf Kriechenwil liegt zwischen Bern, Freiburg und Murten, in der Nähe von Laupen, in ländlicher Umgebung. Ein Grossteil der Dorfbauung reiht sich entlang der Hauptstrasse auf. An der einzigen wichtigen Richtungsänderung der Strasse liegt das Grundstück der ehemaligen Gaststätte Traube, prominent und nicht zufällig mitten im Dorf. Hinter dem Areal liegen offene Weiden, ein Weg führt der Parzelle entlang an die Saane. Unmittelbar angrenzend liegt der stattliche Bauernhof von Jürg Rytz.

Die Liegenschaft mit der Gaststätte Traube brannte am 2. März 1988 vollständig nieder. 1993 wurde eine Überbauungsordnung erlassen und ein Wiederaufbauprojekt baubewilligt. Die Realisierung scheiterte jedoch an der Finanzierung.

Das Projekt «Traubenhof»

2001 erwarb Jürg Rytz das Grundstück der abgebrannten Liegenschaft und initiierte die Wohnsiedlung «Traubenhof». Für Senioren aus Kriechenwil und Umgebung sollte eine Wohnüberbauung mit kleineren Wohnungen und einer bescheidenen Infrastruktur, die den veränderten Wohnbedürfnissen in der zweiten Lebenshälfte gerecht wird, erstellt werden. Ein Café und ein Gemeinschaftsraum sollten Verpflegung und soziale Kontakte ermöglichen.

Jürg Rytz liess ein Projekt ausarbeiten, welches die Grundzüge der bestehenden Überbauungsordnung aus dem Jahr 1993 respektierte und zwei parallel zur Hauptstrasse angeordnete Baukörper mit weit ausladenden Satteldächern und Dachaufbauten vorsah. Das Projekt scheiterte an der Finanzierung. 2003 wurde die Überbauungsordnung leicht angepasst und das neue Bauprojekt bewilligt. Doch die Realisierung scheiterte erneut. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die Nutzungsvorgaben und Gestaltungsvorschriften der Überbauungsordnung mit den Anforderungen an zeitgemässe, qualitativ hochstehende Alterswohnungen nicht zu vereinbaren waren.



Im Jahr 2006 musste Jürg Rytz kapitulieren. Er zog das Projekt zurück und die Gemeinde gab grünes Licht für einen unvoreingenommenen planerischen Neuanfang. Über das Bundesamt für Wohnungswesen entstand in der Folge der Kontakt zur Abteilung Architektur der Berner Fachhochschule in Burgdorf. Der Einbezug von Architekturstudenten

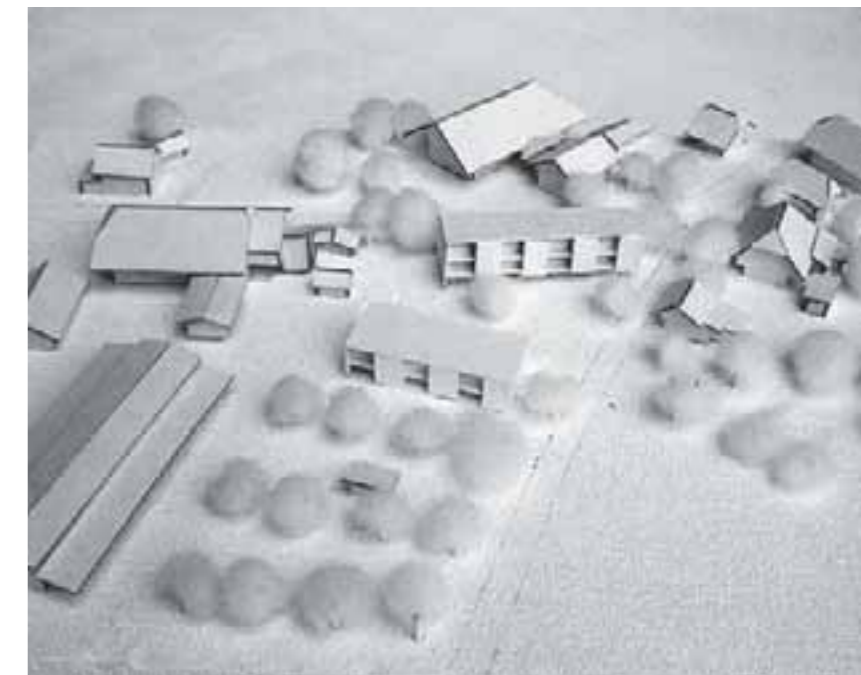
unter der Leitung der Professoren Kurt Schenk und Urs Heimberg in das Projekt erwies sich als Glücksfall. Aus der Semesterarbeit resultierten 14 zum Teil sehr unterschiedliche Projekte, die für die geplante Überbauung gute Beurteilungskriterien lieferten. Die Studierenden hielten sich an die Vorgaben der Bauherrschaft, die Resultate waren somit aussagekräftig.

Einbezug des Berner Heimatschutzes

Der Bauausschuss wählte unter Einwilligung von Professor Kurt Schenk fünf Arbeiten aus und präsentierte sie dem Berner Heimatschutz (BHS) in Modell und Plänen. In der komfortablen Situation, sehr unterschiedliche Lösungsansätze beurteilen zu können, kristallisierte sich bereits an der ersten Sitzung mit dem BHS ein Konsens der Beteiligten heraus. Eine Lösung mit zwei einfachen, klaren und unpräzisen Baukörpern wurde zur Weiterbearbeitung ausgewählt. Unter Vermeidung einer allzu starken Dominanz sollte an dieser wichtigen Stelle im Dorf ein Akzent gesetzt werden. In der Folge wurde das Projekt unter Mitwirkung des BHS durch den Architekten Peter Tanner in drei Schritten überarbeitet. Auf Anraten des BHS wurde ein renommierter Landschaftsarchitekt



beigezogen, was eine deutliche Verbesserung der Aussenraumgestaltung und eine Verschiebung des Restaurant-Standortes zur Folge hatte. Die Aufgabe wird aus Kostengründen mittels zwei Massivbauten mit Lehmputz (Assendämmung) gelöst, die sich vom restlichen Dorfbild abheben und einen klaren Akzent setzen. Der höhere und



Ausgewähltes Projekt, Studentenarbeit

grössere Baukörper mit Restaurant und Hofladen lässt einen hochwertigen Strassenraum entstehen. Das Ensemble fügt sich trotz ortsunüblichem Flachdach gut ins Dorfbild ein. In einer abschliessenden Präsentation wurde das Projekt allen Beteiligten sowie einer Delegation der Gemeinde vorgestellt. Die zeitgemässe Architektursprache fand in der Gemeinde Akzeptanz. Einer Anpassung der planungsrechtlichen Grundlagen, welche nötig ist, um das Bauprojekt zu bewilligen, steht somit nichts mehr im Wege. Aus der Sicht der Bauberater ist das Resultat erfreulich. Der BHS hat einen konstruktiven Beitrag zur positiven Entwicklung des Projektes leisten können. Durch die frühzeitige Einbindung von kompetenten Fachstellen (Baukommission Gemeinde, Fachhochschule AHB Burgdorf, Berner Heimatschutz) konnte ein für alle Beteiligten optimales, breit abgestütztes Projekt erarbeitet werden.

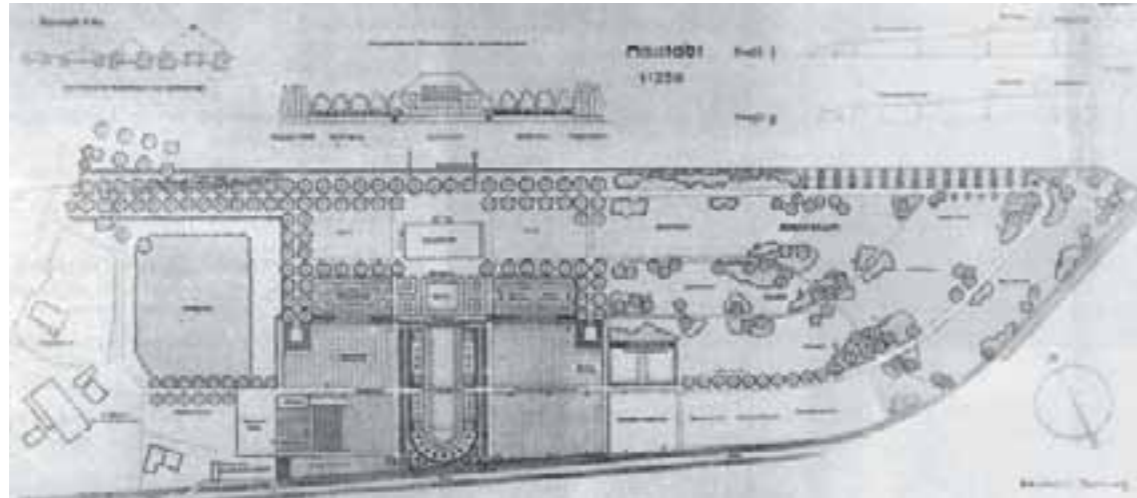
Tom Flückiger und Daniel Mani
Architekten FH, Bauberater BHS

Weitere Informationen:
<http://www.traubenhof.ch>

Stand vor der Anpassung der planungsrechtlichen Grundlagen

Ein Leitbild für den Schulpark der Gartenbauschule Oeschberg Methodik und Inhalt des Parkpflegewerkes

Der Park im Originalplan von Albert Baumann (1920). Der Plan zeigt die Zweiteilung der Anlage in einen architektonisch und einen landschaftlich gestalteten Gartenteil. Lindenalleen und -reihen bilden das Gerüst im Hauptteil des Gartens. Queralleen führen zu den beiden Podesten, die ursprünglich mit Pappeln bestanden, als markante Grünkörper ausgebildet waren.



Im Jubiläumsjahr 1995 hat die Gartenbauschule Oeschberg (GSO) die Arbeiten für ein Parkpflegewerk für den Schulpark aufgenommen. Das von unabhängigen Fachleuten erarbeitete und im Mitwirkungsverfahren mit dem Lehrerkollegium der GSO abgestimmte Leitbild für den Schulpark liegt seit 2005 vor. Umgesetzt werden die in diesem Rahmenplan definierten Massnahmen in kleinen, aus laufenden Mitteln finanzierbaren Schritten. Parkpflege ist eine im Allgemeinen auf die Gestaltungsziele, die Nutzungsansprüche, den Zweck und die Funktion der Anlage ausgerichtete Daueraufgabe. Grundsätzlich kann zwischen Entwicklungs- und Erhaltungspflege unterschieden werden. Ein in der Praxis bewährtes Instrument für gelenkte Entwicklungen ist das so genannte Parkpflegewerk (siehe Kasten, S. 42). Parkpflegewerke haben den Charakter langfristiger Rahmenpläne mit kurz- und mittelfristig realisierbaren Etappen. Sie dienen als Entscheidungsgrundlage und als Leitbild für Umgestaltungen, die aufgrund der veränderten Nutzungsansprüche notwendig sind.

Bei der Erarbeitung des Rahmenplanes für den Schulpark der GSO standen folgende Fragen im Vordergrund: Wie lassen sich angesichts der vielfältigen Nutzung – als Werkstätte für die Lehrlingsausbildung, Musteranlagen für den Lehrbetrieb, Messgelände, Erholungsraum, Standort für Pflanzensammlungen usw. – Gesicht, Charakter, Substanz und Qualität der Anlage im Wandel der Zeit erhalten? Wo sind Sanierungs- und Wiederherstellungs-

massnahmen, die auf den Erhalt der Parks substanz zielen, notwendig? Wo führen ergänzende Elemente zur Verbesserung der Nutzungsmöglichkeiten?

Der Zielkatalog umfasste folgende, die Gestaltung und Nutzung betreffende Punkte:

- Sichtbarmachung der Parkgliederung
- Ausformulierung der einzelnen Gartenräume entsprechend ihres Freiraumtypes
- Definieren von Erhaltungs-, Sanierungs- und Wiederherstellungsmassnahmen
- Aufzeigen von möglichen Standorten für die Anlage zusätzlicher Gartenräume und Behandlung neuer Gartenthemen
- Erarbeitung von Konzepten für den Umgang mit verschiedenen Bepflanzungen und Belägen
- Erarbeitung von Vorschlägen für die Optimierung der schulischen Nutzungsmöglichkeiten
- Prüfung der Nutzung als Erholungsraum
- Entwicklung von Richtlinien für die park-schonende Nutzung als Messgelände

Vorgehensweise

Der Schulpark wurde in einer Gesamtschau entsprechend den vorgenannten Zielen analysiert und bewertet. Basis bildete eine detaillierte Bestandsaufnahme sowie die Aufarbeitung der Geschichte der Anlage. Die Formulierung des Idealzustandes resultiert aus dem Vergleich zwischen dem Original- und dem Ist-Zustand sowie der nachfolgenden Analyse und Bewertung. Die Ergebnisse wurden in Teilplänen ausgearbeitet. Eingehend betrachtet

wurden dabei die Aspekte Gestaltung, Nutzungsspektrum, Wegenetz und Vegetation.

Der Leitlinienplan zur Gestaltung beispielsweise behandelt die wichtigsten Bezüge, Sichtachsen und Symmetrieachsen und zeigt auf, wo deutliche Abweichungen zum Originalplan (1920) von Albert Baumann bestehen. Die für die Parks substanz wesentlichen Bezüge und Achsen werden als Idealzustand ausgewiesen.

Aus den in den einzelnen Teilplänen definierten Idealzuständen wurde schliesslich ein «Entwurf Idealplan» entwickelt. Der Idealplan zeigt auf, wo Anklänge an die frühere Gestaltung in die Planung miteinfließen müssen, beziehungsweise wo eine Wiederherstellung älterer Gestaltungselemente und -prinzipien für die Qualität des Parkes unerlässlich ist.

Gestalterische Grundzüge

Im Folgenden sollen die wesentlichen, für das Verständnis des Parkpflegewerkes wichtigen Grundzüge der Anlage erläutert werden: Die Kernbereiche der Anlage entstanden in der Zeit des Architekturgartens in den 1920er-Jahren. Geplant wurde die Anlage von Albert Baumann (1891–1976), dem damaligen Lehrer für Gartengestaltung an der GSO.



Als Grundkonzept wählte Baumann die Zweiteilung der Anlage, in einen architektonisch und einen landschaftlich gestalteten Gartenteil. Baumann konzipierte, bezugnehmend auf die im Berner Landhausstil gehaltene Architektur des Schulgebäudes im Hauptteil, eine streng axial gegliederte Anlage. Linienführung, Formgebung und Raumkonzept dieses Gartenteils sind in Anlehnung an barocke Formen gestaltet. Lindenalleen und -reihen bilden das Gerüst im Hauptteil des Gartens. Queralleen führen zu den beiden Podesten am Ende der langen Stützmauer, die ursprünglich mit Pappeln be-

Bereich der Mittelachse mit Aussichtsterrasse und Rosengarten. Die Blickachse zur freien Landschaft soll wiederhergestellt werden.

Um die Grundstruktur des Schulparkes wieder klar ablesbar zu machen, werden die Staudensichtungsrabatten in den architektonisch gestalteten Gartenteil verlegt.

(Fotos: Waltraud Aberle)

¹ Das Parkpflegewerk ist aus der Diskussion der GSO-internen Arbeitsgruppe unter Mitwirkung des Landschaftsarchitekturbüros Xeros, Bern, entstanden.

standen als markante Grünkörper ausgebildet waren. Dem Hauptgebäude vorgelagert ist eine grosszügige Mittelachse mit axialsymmetrischer Anordnung, flacher Bepflanzung und mit zur Landschaft offener Blickachse von der Aussichtsterrasse aus. Pergolen aus Beton krönen die 180 Meter lange Stützmauer zwischen den beiden Pappelpodesten und dem Südparterre vor dem Schulhaus. Ostwärts schliesst sich an diesen architektonischen Gartenteil das Arboretum an. Es ist in Anlehnung an den spätklassizistischen Landschaftsgarten gestaltet. Gemäss der Vision von Baumann sollte hier ein landesweit bedeutendes Arboretum entstehen, in dem die nach Gattungen gruppierten Gehölze ästhetisch ansprechend und standortgerecht platziert sind.

Inhalte und Ziele von Parkpflegewerken

Ein Parkpflegewerk dokumentiert die historische und gestalterische Entwicklung einer Parkanlage in Wort und Bild. Es umfasst:

- die Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Parkanlage
- die Darstellung der ursprünglichen Gestaltungskonzeption und der entwicklungsgeschichtlichen Veränderungen
- die Erfassung des gegenwärtigen Bestandes (Ist-Zustand)
- die Einordnung und gartenhistorische Bewertung
- die Dokumentation der historischen Quellen

Ein Parkpflegewerk gibt Rechenschaft über den vorgefundenen Bestand und den Stand des Wissens über die Geschichte des Gartens. Die mit dem Parkpflegewerk vorliegenden Untersuchungsergebnisse zur historischen und gestalterischen Entwicklung der Parkanlage sollen zum einen die Erinnerung an den ursprünglichen Zustand der zum Teil unwiederbringlich veränderten Gärten bewahren. Zum anderen sollen sie als Grundlage sowohl der Entscheidungsfindung im Entwicklungsprozess des Gartens als auch für die Ausarbeitung von Planungs- und Sanierungskonzepten dienen, um dem Wert des Gartens Rechnung tragen zu können. Parkpflegewerke sind vor allem dort wichtig, wo sich über einen längeren Zeitraum hinweg Originalsubstanz bewahren und zur Geltung bringen lässt.

Bewertung und wesentliche zu korrigierende Bereiche

Die Verfasser des Parkpflegewerkes¹ kamen bei der Analyse zum Schluss, dass in vielen Teilen das Grundgerüst in Ansätzen vorhanden ist. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die die Gartenbau-

schule nach dem Zweiten Weltkrieg erfahren hat, sind aber auch Entwicklungen und Eingriffe erfolgt, die an der Parksubstanz gezeitert haben und die nun wieder korrigiert werden sollen.

Im Parkpflegewerk wird eine Summe kleiner gestalterischer Massnahmen definiert, die sich alle aus dem dem Park zugrunde liegenden Gestaltungskonzept ableiten. Als zu korrigierende Bereiche werden genannt: die Ausgestaltung der Schnittlinie zwischen den beiden in unterschiedlicher Formensprache gehaltenen Parkteilen, die Gestaltung des Haupteinganges, das Arboretum sowie die Podeste. Letztere hatten ursprünglich den Zweck, den orthogonal aufgebauten Gartenteil im landschaftsbildprägenden Massstab zu fassen. Als weithin sichtbare Grünkörper mit Pappelgruppen bepflanzt, stellten sie ein übergeordnetes Parkelement dar. Die Pappeln mussten wegen Schäden am Bauwerk gefällt werden. Durch die heutige Gestaltung (Rosengarten und Platz mit Schachbrett) ist die Wirkung als Podest weitgehend verloren gegangen. Die Podeste sollen gemäss dem «Entwurf Idealplan» wieder als Solitär mit quadratischer Grundform in Erscheinung treten. Im Bereich des Rosenpodestes, der Schnittlinie zwischen den beiden Parkteilen, ist die Korrektur der Podestausbildung und des Mauerverlaufs vorgesehen. Der podestumlaufende Weg soll ebenfalls entsprechend der ursprünglich zugeordneten dominanten Wirkung der Podeste angepasst werden.

Wichtige Leitlinie des Parkpflegewerkes ist die klare Ausprägung der beiden in unterschiedlicher Formensprache gehaltenen Gartenteile. Im landschaftlichen Teil ist deshalb geplant, das Arboretum auszubauen. Grosse, nach Gattungen angeordnete Gehölzgruppen mit grosszügig durchlaufenden Rasenflächen sollen künftig wieder das Erscheinungsbild prägen. Die Baumsammlung wird zu diesem Zweck ergänzt, und die im Inneren des Arboretums vorhandenen flächigen Pflanzungen sollen aufgehoben werden. Nach Themen gegliederte Stauden- und Kleingehölz-Bepflanzungen sind zugunsten der klaren Gliederung im Randbereich vorgesehen. Als Schlusspunkt des Parks im Osten wird ein Pavillon vorgeschlagen.



Ebenfalls im Sinne der klaren Ausbildung der Schnittlinie zwischen den beiden Parkteilen steht die folgende Massnahme: Die an das Arboretum grenzenden Staudensichtungsrabatten werden in den architektonisch gestalteten Bereich verlegt. Hier zwar zuletzt erwähnt, aber bezüglich dem repräsentativen Charakter des Parks in der Hierarchie



weiter vorne stehend, ist die Gestaltung des Hauptzuganges (Eingang bei der Kantonsstrasse). Die jetzt durch die Vorpflanzungen verdeckte Allee soll wieder als Orientierungspunkt von der Kantonsstrasse aus wahrnehmbar werden. Die Umsetzung aller, hier nur auszugsweise genannter Massnahmen soll über einen längeren Zeitraum geschehen. Dies ist zum einen durch das knappe Budget begründet. Wie eingangs bereits erwähnt, müssen die Kosten teilweise aus laufenden Mitteln für die Pflege aufgebracht werden. Zum anderen aber auch, weil die Arbeiten im Rahmen der Lehrlingsausbildung ausgeführt werden. Mit dem Parkpflegewerk hat die GSO dem Wert des Schulparkes Rechnung getragen und für seine Sicherung in der Zukunft gesorgt.

Waltraud Aberle
Landschaftsarchitektin

Betonstelen der Pergola

Blick in den landschaftlichen Gartenteil, dessen Charakter als Arboretum wieder stärker hervortreten soll.

(Fotos: Christoph Wenger)

Denkmalpflege des Kantons Bern Berichte 1979–2004, Gemeinden A–I

Allmendingen, Hirschen-scheune. Am Anfang des zwanzigjährigen Ringens um die Gasthofscheune stand eine Einsprache des Heimatschutzes. Das als Gemeindeverwaltung genutzte Gebäude spielt heute eine wichtige Rolle im Dorfleben. (Foto: Denkmalpflege des Kantons Bern, Stephan Steger)



Guggisberg, Wohnhaus «Daheim», erbaut um 1911. Die leerstehende ehemalige Mühle am Ortseingang von Guggisberg drohte zu zerfallen. Nach der Restaurierung ist das Gebäude ein Schmuckstück – und dient als Musterbeispiel für eine sorgfältig angepasste Aussenisolation. (Foto: Hanspeter Herren, Guggisberg)



Die Denkmalpflege des Kantons Bern blickt auf ein Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit zurück. Während dieser Zeit hat sich ihr Wirkungsfeld allmählich bis ins späte 20. Jahrhundert hinein erweitert. Heute sieht sich die Bauberatung mit einer Reihe neuer Problemstellungen konfrontiert, beispielsweise im Umgang mit Baumaterialien wie Beton, Stahl und Glas oder bei Fragen der Wärmedämmung.

Die Publikation präsentiert eine breite Palette denkmalpflegerischer Massnahmen, von der Fassadenrestaurierung über die Umnutzung und den Erweiterungsbau bis zur aufwändigen Gesamtrenovation. Die Auswahl umfasst nicht nur bekannte, herausragende Baudenkmäler, sondern zeigt eine Vielfalt von rund 150 öffentlichen und privaten, künstlerisch, historisch oder technisch interessanten Objekten. Diese werden vorgestellt, knapp gefasste Texte besprechen die Restaurierungen und informieren über Hintergründe und Ziele der getroffenen Massnahmen. Ein separates Kapitel widmet sich abgebrochenen Bauten, für deren Erhaltung sich die Denkmalpflege vergeblich eingesetzt hat. Das Buch ist reich bebildert und richtet sich sowohl an Fachleute wie auch an ein breites Publikum. Der Band, der im Oktober 2008 im gta Verlag erscheint, ist der erste Teil einer Doppelpublikation und behandelt Bauten aus den Gemeinden A bis I. Ausgenommen ist die Stadt Bern, die eigene Berichte veröffentlicht. Der zweite Teil erscheint voraussichtlich im Jahr 2010.

**Denkmalpflege des Kantons Bern (Hg.)
Berichte 1979–2004
Gemeinden A–I
Rapports 1979–2004
Communes A–I**

Vorwort: Bernhard Pulver, Erziehungsdirektor des Kantons Bern

Einleitung: Jürg Schweizer, Denkmalpfleger des Kantons Bern

Mit Texten von Peter Bannwart, Anne-Marie Biland, Ursula Maurer, Elisabeth Schneeberger

Redaktion: Beatrice Stadelmann

Deutsch mit französischen Beiträgen

21,5 x 30 cm, broschiert
240 Seiten, 250 Abbildungen
ISBN 978-3-85676-233-9
CHF 38.– / Euro 26.–

Erscheint im Oktober 2008 im gta Verlag (Zürich)

Elisabeth Schneeberger



Brugg, Mehrfamilienhaus Rainpark 16, erbaut 1970 durch das Atelier 5. Ein Glücksfall für das Denkmal: 20 Stockwerkeigentümerschaften entschieden sich für eine einheitliche Restaurierung und den Verzicht auf Perfektionismus. (Foto: Kurt Joss, Brugg)



Biel, Centre PasquArt. Kunst im Krankenhaus: Diener&Diener Architekten fügten dem sorgfältig restaurierten Alten Stadtspital 1998/99 eine Erweiterung an. Alt- und Neubau werten sich gegenseitig auf. (Foto: Gaston Wicky, Zürich)



Ittigen, sog. Stufenbau von 1924/25. Die einstige Nitrozellulosefabrik ist ein Industriedenkmal von nationaler Bedeutung. Nach der Umnutzung bildet sie eine ideale Hülle für mannigfaltige Aktivitäten. (Foto: Denkmalpflege des Kantons Bern, Elisabeth Schneeberger)

Interlaken, Speisesaalbau des Grandhotels Schweizerhof von 1896/97. Nach dem Hotelbrand 1971 vernachlässigt, erlitt der bedeutendste Neurokokosaal des Kantons Bern Totalschaden durch den Hausschwamm. Der Internierschutz des Denkmalpflegegesetzes kam 30 Jahre zu spät. (Foto: Denkmalpflege des Kantons Bern, Gerhard Howald)

Adressen

Regionalgruppe Bern: Vorstand, Bau- und Landschaftsberatung

Vorstand		Telefon	Telefax
Präsident	Wehrlin Marc, Marienstrasse 35, 3005 Bern	031 301 25 25	
Vizepräsidium	vakant		
Präsident Bau- und Landschaftsberatung	Tedesco Giovanni, c/o Werk.Stadt 99 Architekten und Planer AG, Sickingerstrasse 6, 3014 Bern	031 333 39 19	031 333 39 20
Kassier	Burkhard Jakob, Stierenmatte 4, 3110 Münsingen	031 327 17 62	
Heimat heute	Carlen van den Hoek Luzia, Feldegweg 7, 3005 Bern	031 352 39 80	
Öffentlichkeitsarbeit	Furrer Verena, Dalmaziquai 87, 3005 Bern	031 351 21 65	
Protokollführerin	Keller Kathrin, Walchstrasse 13, 3073 Gümligen	031 951 65 75	
Stadtführungen	Meili-Rigert Isabella, Reichenbachstrasse 74, 3004 Bern	031 302 80 45	
Vertreter Bau- und Landschaftsberatung	Raaflaub Peter, c/o BSR Architekten AG Optingenstrasse 54, 3000 Bern 25	031 340 35 35	031 340 35 36
Mitgliederbetreuung	Rieben-Bucher Doris, Ringoltingenstrasse 4, 3006 Bern	031 351 42 53	
Geschäftsführerin/Medienbetreuung/Heimat heute	Zwicky Margrit, Kirchbergerstrasse 42, 3008 Bern	031 371 73 29	031 321 60 10
Jugendarbeit	vakant		
Bau- und Landschaftsberatung			
Präsident/Planung	Tedesco Giovanni, c/o Werk.Stadt 99 Architekten und Planer AG, Sickingerstrasse 6, 3014 Bern	031 333 39 19	031 333 39 20
Vizepräsident/Bern Land	Raaflaub Peter, c/o BSR-Architekten AG Optingenstrasse 54, Postfach, 3000 Bern 25	031 340 35 35	031 340 35 36
Bern Stadt	Vatter Manuel, c/o Hebeisen + Vatter Architekten Münzrain 4, 3005 Bern	031 357 26 26	031 357 26 27
Schwarzenburg und Seftigen Süd	Mani Daniel, c/o Mani + Aebersold Architekten Münzrain 10, 3005 Bern	031 326 45 50	031 326 43 26
Seftigen Nord	Egger Daniel, atelier-egger Gerechtigkeitsgasse 39, 3011 Bern	031 311 40 44	031 311 40 44
Konolfingen Ost	Ponato Enzo, Architektur Enzo Ponato Brunnhofweg 47, 3007 Bern	031 944 00 50	031 387 66 70
Konolfingen West	Lustenberger Martin, c/o Hebeisen + Vatter Architekten Münzrain 4, 3005 Bern	031 357 26 26	031 357 26 27
Laupen	Flückiger Thomas, Architektur & Handwerk Merzenacker 81a, 3006 Bern	031 944 14 00	031 944 14 01
Landschaftsberatung	Akkerman Pascale, c/o Büro Xeros Gutenbergstrasse 20, 3011 Bern	031 381 05 15	031 382 57 41
Kunsthistorische Beratung	Schneeberger Elisabeth, Stuckishausstrasse 18 3047 Bremgarten	031 305 76 88	
Rechtsberatung	Huber Peter, c/o Huber & Müller Belpstrasse 16, Postfach, 3001 Bern	031 381 25 38	031 381 37 12
Revisoren			
Hauptrevisor	Gygax Peter, Jungfraustrasse 10, 3123 Belp	031 819 31 08	
Hauptrevisor	Lanz Bernhard, Manuelstrasse 69, 3006 Bern	031 352 48 14	
Ersatzrevisor	Güntert Heinz, Jubiläumsstrasse 75, 3005 Bern	031 311 71 33	031 311 68 01

www.heimatschutz-bern.ch, info@heimatschutz-bern.ch

Alle Mitglieder von Vorstand sowie Bau- und Landschaftsberatung sind per E-Mail erreichbar unter: Vorname.Name@heimatschutz-bern.ch



**BERNER HEIMATSCHUTZ
REGIONALGRUPPE BERN**

Postfach | 3000 Bern 7
info@heimatschutz-bern.ch
www.heimatschutz-bern.ch